

stern

I



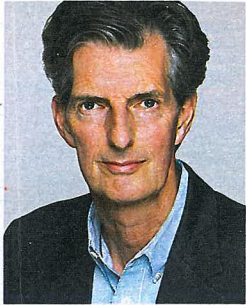
LONDON

Das New York Europas

Fünf Deutsche tot
**Das Bergsteiger-
Drama in den Alpen**

Das optimierte Ich
**Wie Coaching funktioniert
und was es wirklich bringt**

Selbstmord in der Scheune
**Die Tragödie der
Mary Kennedy**



Andreas Petzold,
Chefredakteur

Der digitale *stern* für Abonnenten

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

dass Journalismus in digitaler Form für Bildschirme jeglicher Form aufbereitet werden kann, ist keine Neuigkeit. Seit vielen Jahren schon informieren auch wir Sie minutenaktuell mit unserem Online-Auftritt stern.de. Und das Heft gibt es bereits seit 2010 jede Woche ab Mittwoch 18 Uhr als Download. Doch ab sofort erweitern wir unsere Angebotspalette, und von dieser Änderung profitieren unsere treuesten Leser: Jeder Abonnent der gedruckten *stern*-Ausgabe erhält das Heft jetzt zusätzlich in der digitalen Variante. Und zwar ohne dafür extra zu bezahlen – auf jedem Gerät, egal ob normaler Rechner, Laptop, Smartphone oder Tablet. Wir bieten den *stern* als PDF an, aber auch als interaktives eMagazine mit all seinen Filmen und Zusatzfunktionen auf dem iPad oder Android-Tablets. Sie können Ihre gelesenen Ausgaben natürlich archivieren und jederzeit wieder abrufen.

Wie im gedruckten Heft werden auch in der digitalen Ausgabe großformatige Fotos prägend sein. Als Stammleser wissen Sie, dass es unser Anspruch ist, Ihnen jede Woche die besten zu präsentieren. Dazu sichtet unsere Fotoredaktion täglich bis zu 18 000 Bilder. Hier nun werden die Vorzüge von Tablets besonders deutlich: Durch die brillante Bildschirmdarstellung wirken die *stern*-Fotos noch spektakulärer. Probieren Sie's aus, der Weg zum digitalen *stern* ist ganz einfach. Nähere Informationen dazu finden Sie auf Seite 6.

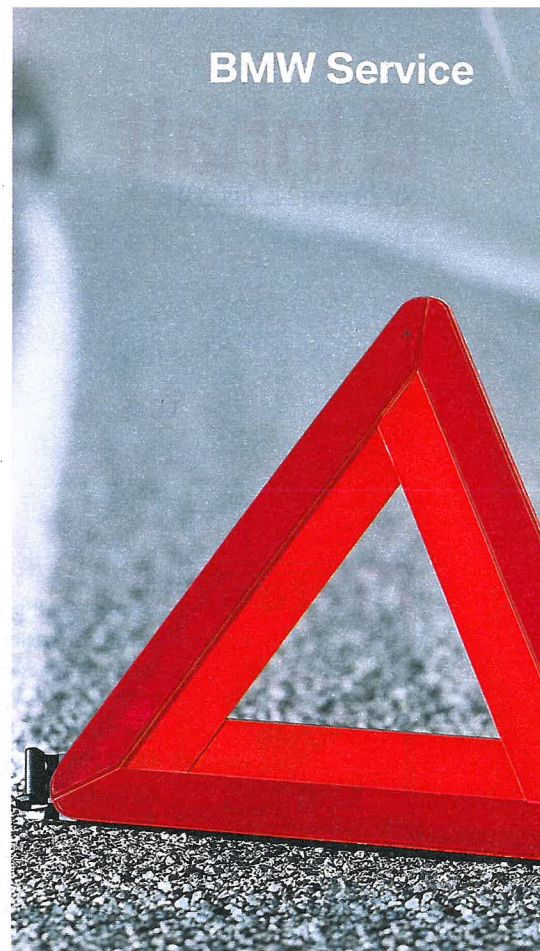


Das Video-Editorial präsentiert Höhepunkte dieser Ausgabe
Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen

*Herzlichen Glückwunsch
Andreas Petzold*



Die digitale Ausgabe, hier in der Version für das iPad, ab jetzt kostenlos für Heft-Abonnenten



SCHNELLE HILFE RUND UM DIE UHR.

Unterwegs lässt sich nicht alles vorhersehen. Aber im Fall der Fälle können Sie auf eines sicher zählen: die BMW Unfallhotline. Wir kümmern uns um kompetente Soforthilfe: Von der Vermittlung des Abschleppdienstes bis zur Benachrichtigung der nächsten BMW Werkstatt – wir stehen Ihnen zur Seite. 365 Tage im Jahr, 24 Stunden kostenlos* erreichbar.

DIE BMW UNFALLHOTLINE.

BMW 24-Stunden-Unfallhotline:

00800 - 269 44 533
00800 - BMW Hilfe

In Einzelfällen aus dem Ausland:
+49 89 269 49 456

* Bei Anrufen aus dem Ausland können abhängig vom Mobilfunknetzbetreiber Roaming-Gebühren anfallen.



Titel

London Kultig, cool und sehr international – in Englands Metropole trifft sich die Welt, und das nicht nur zu den Olympischen Spielen. Der *stern* erkundet den Geist dieser aufregenden Stadt und zeigt, wo abseits von Tower Bridge und Westminster das Leben pulsiert 38

Bilder der Woche

- Spanien** Streikende schießen mit Eigenbau-Raketen 14
- Norwegen** Eisbärjunges bei der Schwimmstunde 16
- Indien** Beschwerliche Reise zu Shiva 18
- Frankreich I** Harte Landung eines Radprofis 20
- Frankreich II** Spitze Dior-Schau von Raf Simons 22

Trends der Woche

- stern-Umfrage** • Die Deutschen stehen in der Eurokrise hinter Kanzlerin Angela Merkel • Regierungssprecher Steffen Seibert ist bekannt und beliebt 26
- Alarmist der Woche** Top-Ökonom Hans-Werner Sinn mobilisiert gegen die Europolitik 28

Ausland

- Schweiz** Am Lagginhorn im Wallis kamen fünf Deutsche ums Leben. Rekonstruktion eines Bergsteigerdramas 30
- Kolumbien** Die Liebe zweier katholischer Priester – und ihr rätselhafter Tod 90

Politik

- Zwischenruf** Die Verschwörung. Von Hans-Ulrich Jörges 62
- Piraten** *stern*-Autor Tilman Gerwien rechnet mit dem Lebenskonzept des Geschäftsführers Johannes Ponader ab 64

Wirtschaft

- Finanzkrise** Warum eine europaweite Bankenaufsicht sinnvoll ist und wie sie beschaffen sein muss 66
- Coaching** Über 40 000 Berater und Trainer optimieren die Deutschen. Was bringt das? 78



100

Die Jagd geht weiter

Mit riesigen Detektoren haben Cern-Forscher das Higgs-Teilchen entdeckt. Dennoch bleiben viele Rätsel des Universums ungelöst

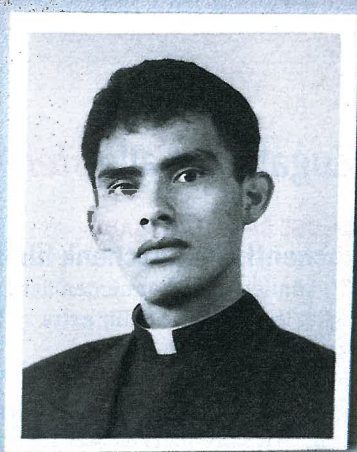


30

Absturz in den Alpen

Von der Weissmieshütte aus stiegen sechs Deutsche auf das Lagginhorn im Wallis. Nur einer kehrte lebend zurück





90

Tödliche Liebe

Die verhängnisvolle Beziehung zweier Priester, die nichts so fürchteten wie ihre Entdeckung und sich deshalb womöglich umbringen ließen



38

London ruft

Wichtiger Hinweis für alle Fans: Die Stadt hat sich mal wieder neu erfunden. Spannend wie nie!



116

Albtraum vom Glück

Mary Kennedy, hier mit ihrem Jüngsten, schien ein perfektes Leben zu führen – bis sie sich in einer Scheune erhängte

Deutschland

Verbrechen Bernard K. hat in Karlsruhe bei einer Zwangsräumung vier Menschen und sich selbst getötet. Und keiner weiß, warum 74

Wissenschaft

Grundlagenforschung Was man über die jetzt nachgewiesenen Higgs-Teilchen weiß – und welche Fragen offenbleiben 100

Auto

McLaren MP4-12C Ein Rennwagen für die Straße 106

Kultur

Emily Blunt Porträt der englischen Schauspielerin, deren Komödie „Fast verheiratet“ nun ins Kino kommt 108

Kulturmagazin • Bestseller

Film: beunruhigend – der skandinavische Psychothriller „Babycall“ mit Noomi Rapace 110

Musik: vielversprechend – das Debütalbum der Soulsängerin Lianne La Havas 112

Kunst: selbstverliebt – wie sich Picasso vor Fotografen inszenierte 113

Buch: hintergründig – Sophia Martinecks Comic „Hühner, Porno, Schlägerei“ 114

Leute

Mary Kennedy Die Tragödie einer Frau, die an Amerikas berühmtestem Clan und ihren eigenen Dämonen verzweifelte 116

Was macht eigentlich Sebastian Frankenberger, der das Rauchverbot in bayerischen Gaststätten per Volksentscheid durchsetzte? 126

Humor

Luftblasen, Haderer, Greser & Lenz 9, 13, 28
Til Mette, Tetsche 65, 88

Rubriken

Editorial Der digitale *stern* für Abonnenten.
Von Andreas Petzold 3
Neues vom stern 6
Briefe 11
Blick in die Welt 24
stern-Leserservice,
Impressum 89

Die Zugabe für alle **stern**-Abonnenten

KOSTENLOSE DIGITALAUSGABE

Das wöchentliche Geschenk für unsere Stammleser

Ab sofort können alle Abonnenten des gedruckten **stern** das Magazin auch digital lesen – ohne dafür extra zu zahlen. Wie das funktioniert, erklären wir hier:

Erster Schritt: registrieren

Zunächst melden Sie sich als digitaler **stern**-Leser an: Gehen Sie im Internet auf www.stern.de/eabo, und folgen Sie der Anleitung. Sie benötigen Ihre Kundennummer, die Sie auf dem Adressaufkleber jedes Abohefts finden.

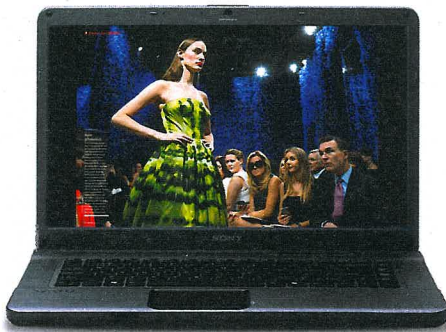
Zweiter Schritt...

... für iPads und Android-Tablets:

Laden Sie die kostenlose App „**stern** eMagazine“ aus dem Apple App Store oder dem Google Play Store, starten Sie die Anwendung, und rufen Sie die Bibliothek auf. Geben Sie die E-Mail-Adresse und das Passwort ein, mit denen Sie sich registriert haben. Fertig. Jetzt können Sie auf alle **stern**-Ausgaben zugreifen, die Sie abonniert haben.

... für den **stern** im PDF-Format für alle Computer, Tablets und Smartphones:

Gehen Sie zu unserem Internet-Kiosk www.pubbles.de, und melden Sie sich dort mit derselben E-Mail-Adresse und dem Passwort an, mit denen Sie sich registriert haben. Nun finden Sie Ihre **stern**-Ausgaben im Bereich „Meine Bibliothek“. Sie können sie auf Ihr Gerät herunterladen und mit jedem PDF-Programm lesen, zum Beispiel mit dem kostenlosen Acrobat Reader.



Juli-Ausgabe von **NIDO**

GEFÄLLT UNS!

Witzig sein ist Job für Tobias Schülert; er ist der Humor-Redakteur von **stern.de**, und viele der Cartoons zeichnet er selbst. Jetzt postet er sie auch für die Facebook-Freunde des **stern**. Sein Lieblingsthema dort: der „Gefällt mir“-Knopf. Nichts gefiel den Nutzern dieser Tage mehr. Wollen Sie mal klicken?

www.facebook.com/stern



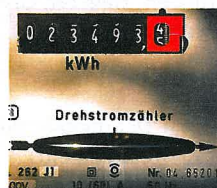
Ab sofort im Handel

KITA-MANGEL

Wohin mit unseren Kindern?

NIDO gibt dem Betreuungsnotstand ein Gesicht. Für die neue Ausgabe porträtierte das Elternmagazin Familien aus ganz Deutschland, die dringend auf der Suche nach einem Kita-Platz sind. Deren Geschichten zeigen: Ein Jahr, bevor der rechtliche Anspruch auf einen Betreuungsplatz für Ein- bis Dreijährige gelten soll, ist die Lage vielerorts katastrophal.

Jetzt bei www.stern.de



Im Blick des Blogs: der teure Strom für Privathaushalte

RECHERCHETEAM

Die Hintergründe beleuchten

Warum steigt der Strompreis – und wer zahlt die Rechnung? Was passiert im NSU-Untersuchungsausschuss? Antworten darauf liefert das Team „Investigative Recherche“ des **stern**. In ihrem Blog beleuchten die Redakteure regelmäßig Hintergründe zu Geschichten, die uns bewegen – von der Energiewende über Terrorismus bis zum Fußballwettskandal.

www.stern.de/investigativ/

Es stand im **stern**



SEEHOFERS DROHUNG

Kanzlerin nicht amüsiert

Für Wirbel sorgte das **stern**-Interview mit Horst Seehofer in der vorigen Ausgabe (Bild oben). Tagelang war die Abrechnung des CSU-Chefs mit der Europolitik der Kanzlerin Thema im politischen Berlin – hatte er doch kaum verblümt mit dem Bruch der Koalition gedroht, falls Angela Merkel weitere Zugeständnisse an Schuldenstaaten ohne strenge Auflagen machen sollte. Merkel soll das nicht erheitert haben. Da traf es sich gut, dass sie Seehofer zu seinem 63. Geburtstag anrufen musste. Die beiden hatten sicher einiges zu besprechen.



Wie mir der
Verfassungsschutz
erklärt, war das ...



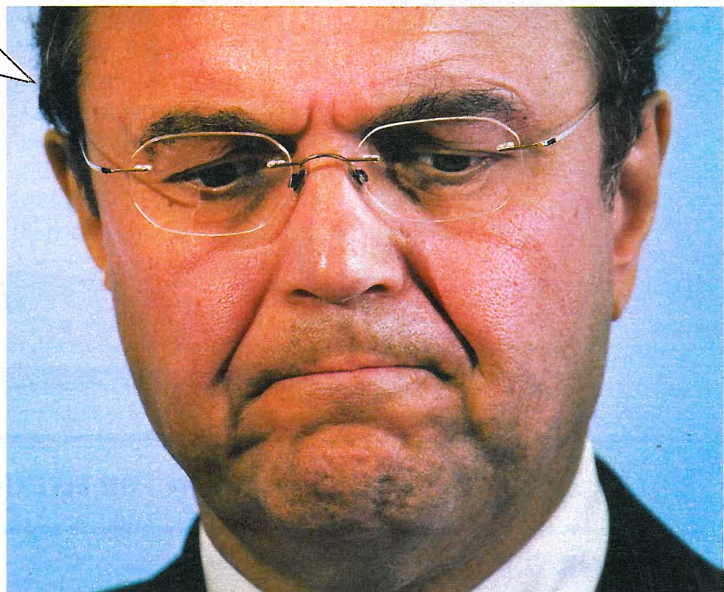
... Schreddern der
Akten unbedingt
notwendig.
Sie brauchten ...



... Platz für die
Beobachtungs-
protokolle ...



... der Linkspartei!



Prominenten in den Mund geschoben

Von Rolf Dieckmann

Bundesinnenminister
Hans-Peter Friedrich

FOTOS: BERND WÜSTNECK/DPA



stern-Titel Nr. 28/2012

Irreparabel

Soziale Benachteiligung können Kinder mit Fleiß und Ehrgeiz beheben. Ein ungeliebtes Kind leidet lebenslang unter Minderwertigkeitsgefühlen, Versagensängsten und der Unfähigkeit, sich jemandem ganz hinzugeben. Diese von den Eltern verursachte Deformierung der Seele bleibt irreparabel.

Annemarie Fischer, Wielenbach

Suche nach Schuldigen

„Endlich gut“ – Das Verhältnis zu den eigenen Eltern quält viele ein Leben lang

stern Nr. 28/2012

Getrost kann man normalen Eltern unterstellen, dass sie ihre Kinder lieben, ihnen Geborgenheit, Anleitung und Hilfe geben, so perfekt es nur in ihrer Macht steht. Doch die Möglichkeiten der Eltern kollidieren wohl mit den Ansprüchen der Kinder. Erstaunlicherweise aber erst dann, wenn die „Kinder“ ihre Kindheit schon weit hinter sich gelassen haben, sie nach Schuldigen für das eigene Scheitern suchen. Wenn ehemalige Lehrer, Partner, Arbeitgeber oder sogar der „Vater Staat“ nicht genügen, dann war es im Nachhinein die schreckliche Kindheit. **Gabriele Zaki, Berlin**

Ein Hund war er schon

„Das Millionenrätsel“ – Wie reich war Franz Josef Strauß?

stern Nr. 27/2012

In Bayern und bei der CSU sagt man gern: „Ein Hund war er schon“, meint es aber anerkennend. Strauß aber war wohl eine Art Pate, der sich jede Leistung oder Gunst vergolden ließ. Ob sich die CSU je von dieser Methode losgesagt hat, ist zweifelhaft. Darum ist der schwindende Einfluss dieser Partei für sie selbst so schmerzhaft, weil die Pfründen schwinden.

So geschickt und skrupellos konnten es die Nachfolger des Übervaters einfach nicht.

Günther Kronenbitter, Sprockhövel

Blanke Angst

„Der große Euro-Poker“ – Die Kalküle der wichtigsten Player

stern Nr. 27/2012

Der Euro ist gescheitert, aber niemand will es wahrhaben – immer neue Beschlüsse, die totale Hilflosigkeit. Der deutsche Steuerzahler hat das Recht mitzureden, denn es geht um sein Geld. Aber eine Abstimmung wird nicht zugelassen.

Joachim Döring, Hamburg

Von der Muse geküsst

„Kunst?“ – Was die Documenta im Kopf anrichtet

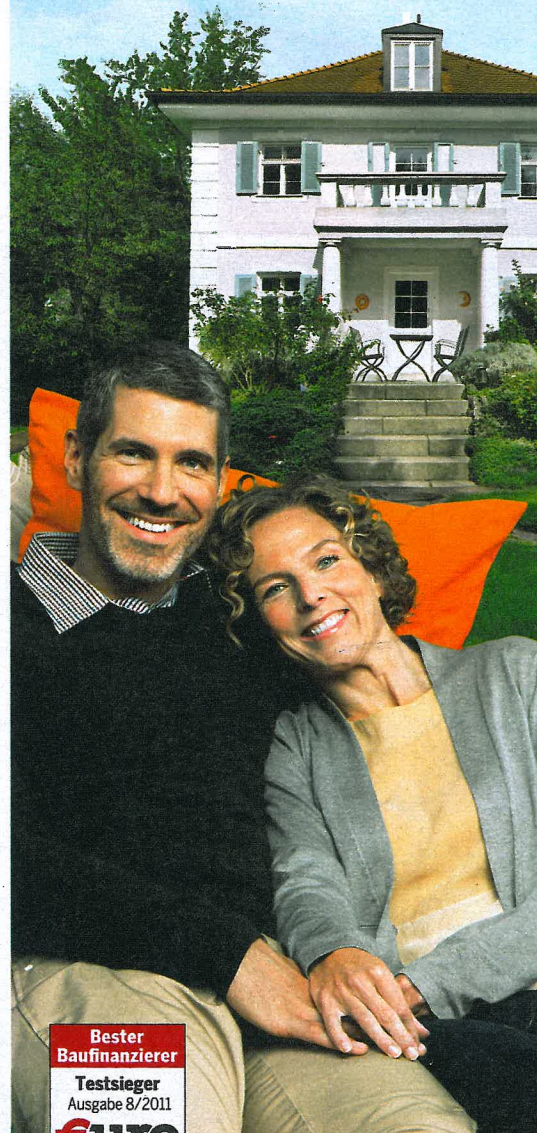
stern Nr. 27/2012

Als alter Bauhandwerker erkannte ich sofort das kreative Potenzial eines gelben Schubkarrenrads und Ihre, definitiv künstlerische, Auseinandersetzung mit dem optisch angeschnittenen, roten Bolzenschneidergriff. Das Lesen Ihres Berichts verwandelte mich spornstreichs in einen von der Muse geküssten Kunstsammler, und deshalb möchte ich oben genanntes Bild erwerben. Als Preis biete ich Ihnen die klassische Handelssumme vom Bau: einen 27er Spieß mit Lkw (Flasche Bier mit Leberkäsweck).

Georg Stokelbusch, Niefern

UNSER
ZUHAUSE:
OPTIMAL
FINANZIERT.

- Persönliche Beratung
- 300 Banken im Vergleich
- Beste Konditionen



Bester
Baufinanzierer
Testsieger
Ausgabe 8/2011
€uro

interhyp

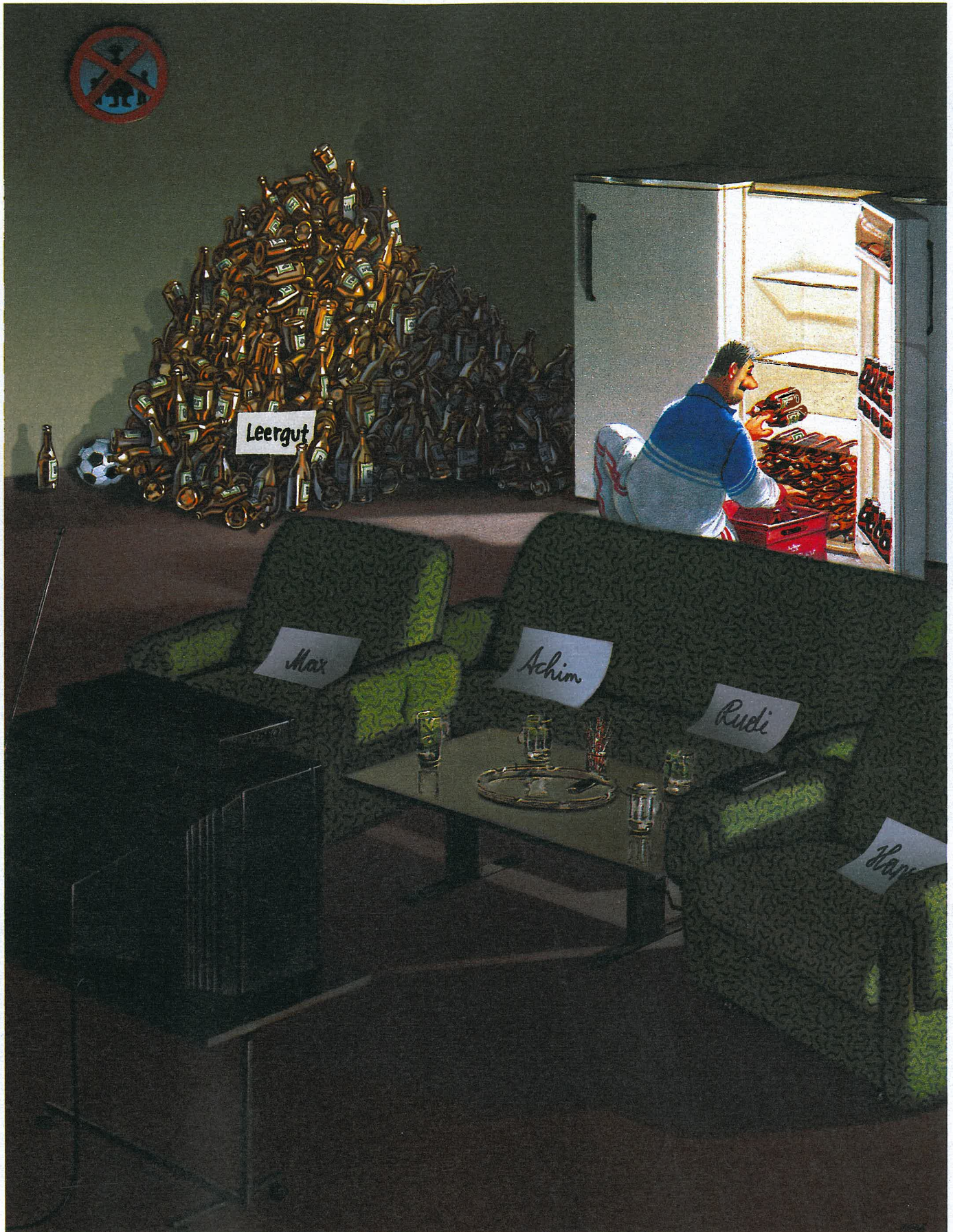
DIE BAUFINANZIERUNG

www.interhyp.de

0800 200 15 15 97

SCHREIBEN SIE UNS

stern-Leserbriefredaktion
Brieffach 18,
20444 Hamburg
Telefax: 040/37 03 56 27
E-Mail: briefe@stern.de
Die Redaktion behält
sich Kürzungen vor.
Bitte geben Sie Namen
und Anschrift an.



Die Fußball-Europameisterschaft ist vorbei, die Vorbereitungen zu den Olympischen Spielen sind in vollem Gange

www.stern.de/haderer Umfangreiches Archiv mit Haderer-Cartoons
www.stern.de/galerie Haderer auf Leinwand oder Poster

SPANIEN

Brisante Eskalation

Was aussieht wie eine Szene aus einem fernen Bürgerkrieg, ist ein Bild mitten aus Europa. Mit selbst gebauten Raketen schießen BERGLEUTE bei Oviedo auf Polizisten. Sie haben sich hinter Eisenträgern verschanzt. Nach einem Monat des Streiks sind die Auseinandersetzungen zwischen den 8000 Arbeitern und den Ordnungskräften zunehmend brutaler geworden. Die Kumpel aus den Kohleminen der autonomen Provinz Asturien protestieren gegen die Kürzung der Subventionen, weil sie um den Fortbestand der Minen und um ihre Arbeitsplätze fürchten. Die Zentralregierung in Madrid aber sieht sich zu drastischen Sparmaßnahmen gezwungen, um der Staatsschulden Herr zu werden. Gewalttätige Auseinandersetzungen haben in Asturien eine lange Tradition. 1934 starben dabei mehr als 1500 Menschen.

PHOTO: J. L. CEREJIDO/OPA



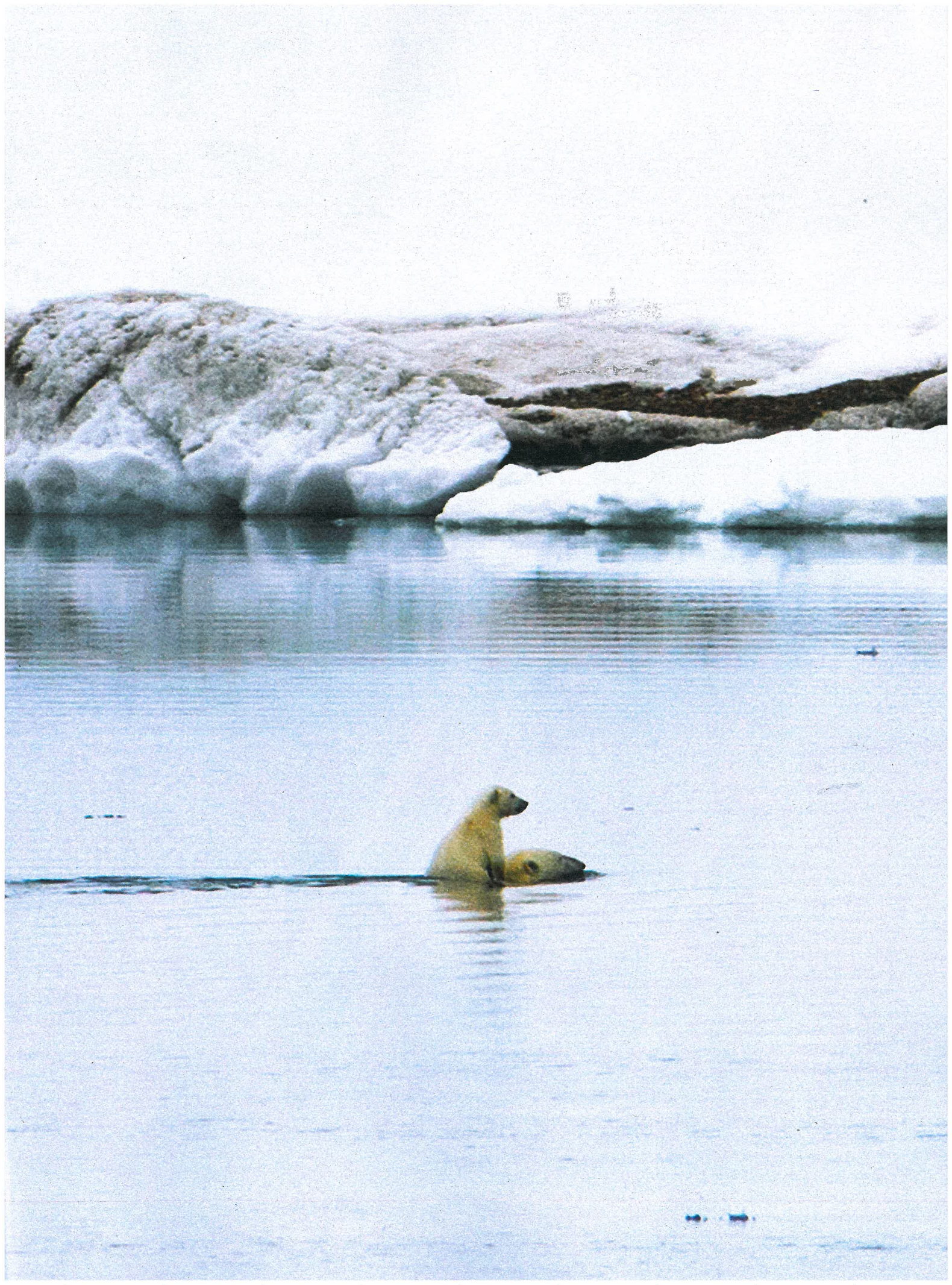
NORWEGEN

Seebärchen

Der Bundesverband zur Förderung der Schwimmbildung warnt: Erst die bestandene Prüfung des Jugendschwimmabzeichens Bronze befähigt zu sicherem Schwimmen.

Anforderungen: Kenntnis der Baderegeln, Sprung aus einem Meter Höhe und 200 Meter Freistil. Minderqualifizierte, die nur über das „Seepferdchen“ verfügen oder über nicht vom DLRG autorisierte Abzeichen wie „Pinguin“ oder „Seehund Bobby“, sollten eine TÜV-geprüfte Schwimmhilfe nutzen. Insofern macht dieses EISBÄRJUNGE alles richtig, wenn es auf dem Rücken seiner Mutter das eisige Wasser um die norwegischen Spitzbergen-Inseln durchquert. Schwimmbewegungen sind ihm zwar angeboren, doch nur unter fachgerechter Aufsicht wird ein echter Seebär aus ihm. Der Eisbär-Schwimmrekord liegt bei 687 Kilometern, nonstop geschwommen in knapp zehn Tagen.

FOTO: KEVIN SCHAEFER/BACROFT USA/ANIMAL PRESS



INDIEN

Heilige Reise

Sie müssen noch weiter, höher. Näher zu den Göttern. Einst soll Shiva seiner Frau das Geheimnis der Unsterblichkeit verraten haben, in einer Höhle im Himalaja auf 3900 Metern. Heute wächst dort bei zunehmendem Mond ein Eis-Stalagmit, bei abnehmendem Mond schmilzt er. SHIVA LEBT, glauben die 700 000 Pilger, die sich im Sommer auf den Weg machen. Tausende Soldaten bewachen sie, denn die Route führt durch das umkämpfte Kaschmir. Die Hindu-Wallfahrt ist für Indien Ausdruck seines Anspruchs auf das Gebiet. Die Pilger kommen in die Höhle, trinken das heilige Wasser, sehen den heiligen Eiszapfen. Eine beschwerliche Reise. Vergangenes Jahr starben 67 Menschen.

FOTO: DANIEL BERHILAK/GETTY IMAGES



FRANKREICH I

Hart gelandet

Besorgt und auch etwas verblüfft schaut eine Passantin auf den Radprofi, der da auf dem Pflaster liegt: Jonathan Cantwell vom Team Saxo Bank. Er war auf der fünften Etappe der TOUR DE FRANCE von Rouen nach Saint-Quentin schwer gestürzt. Nach dem ersten Schock folgte bei dem Australier die bange Bestandsaufnahme auf dem Bürgersteig: Ist noch Gefühl in allen Gliedmaßen? Wo blutet es? Was tut weh? Es hätte schlimmer kommen können. „Die Hälfte meiner rechten Arschbacke fehlt zwar, aber so sind Radrennen“, twitterte der 30-Jährige am Abend. Unfälle gehören bei der Frankreich-Rundfahrt dazu, es ist eng im Peloton, knapp 200 Fahrer rangeln um die besten Plätze. Am nächsten Tag saß der tapfere Cantwell wieder im Sattel.

FOTO: JOEL SAGET/REUTERS



FRANKREICH II

Rein pflanzlich

Wassermelonen-Design liegt im Trend und hat offenbar auf manche Menschen eine hypnotisierende Wirkung. Bei der Pariser Präsentation von Raf Simons' erster Couture-Kollektion für DIOR saßen wie üblich die wichtigsten Leute in der ersten Reihe: etwa Joseph Boitano, Chefeinkäufer des New Yorker Kaufhauses Saks, oder Harrods-Modechefin Marigay McKee (mit Sonnenbrille). Die Wände der fünf Räume, in denen der Belgier Simons seine Entwürfe zeigte, schmückten rund eine Million Blüten. Der 44-Jährige, einer der besten Designer der Gegenwart, war sieben Jahre Kreativchef bei Jil Sander – bis Dior ihn nach Paris holte.

FOTO: FRANÇOIS GUILLOT/AFP



1	Saudi-Arabien	
2	Russland	
3	USA	
4	China	
5	Georgien	
6	Ägypten	
7	Italien	
8	Aserbaidshan	
9	Türkei	
10	Iran	
11	Pakistan	
12	Griechenland	

DEUTSCHLAND

Ruppige Diplomaten

Die Zahl der Verkehrsverstöße von Botschaftsfahrzeugen in Berlin stieg von rund 15 000 (2010) auf fast 19 000 (2011). Links die Hitliste der Länder mit den meisten Strafzetteln. Die jeweilige Anzahl bleibt geheim, Bußgelder müssen nicht bezahlt werden – diplomatische Immunität.



USA

Starker Schluss

Jeder Anfang ist schwer, jedes Ende auch. 47 Mal nahm Ernest Hemingway Anlauf, um einen Schluss für seinen Roman „In einem andern Land“ von 1929 zu finden. Alle Versionen sind nun in einer amerikanischen Neuausgabe des Buchs dokumentiert. Ein Ende lautet: „Catherine starb, und ihr werdet sterben, und ich werde sterben, und das ist alles, was ich euch versprechen kann.“

ECUADOR

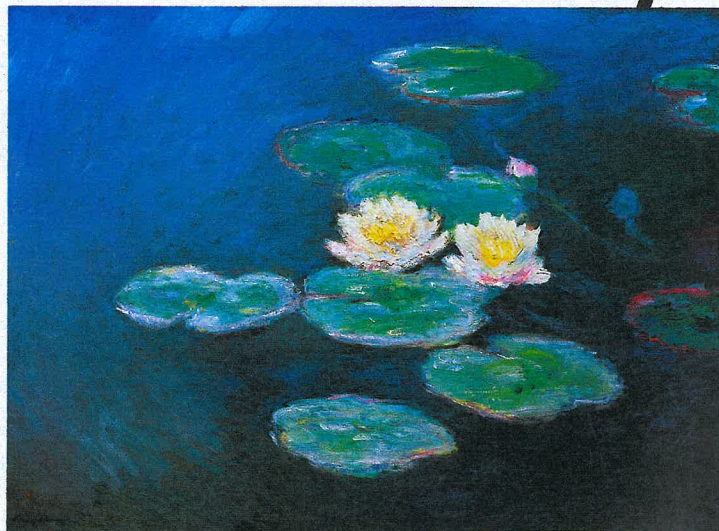
Froschprinz

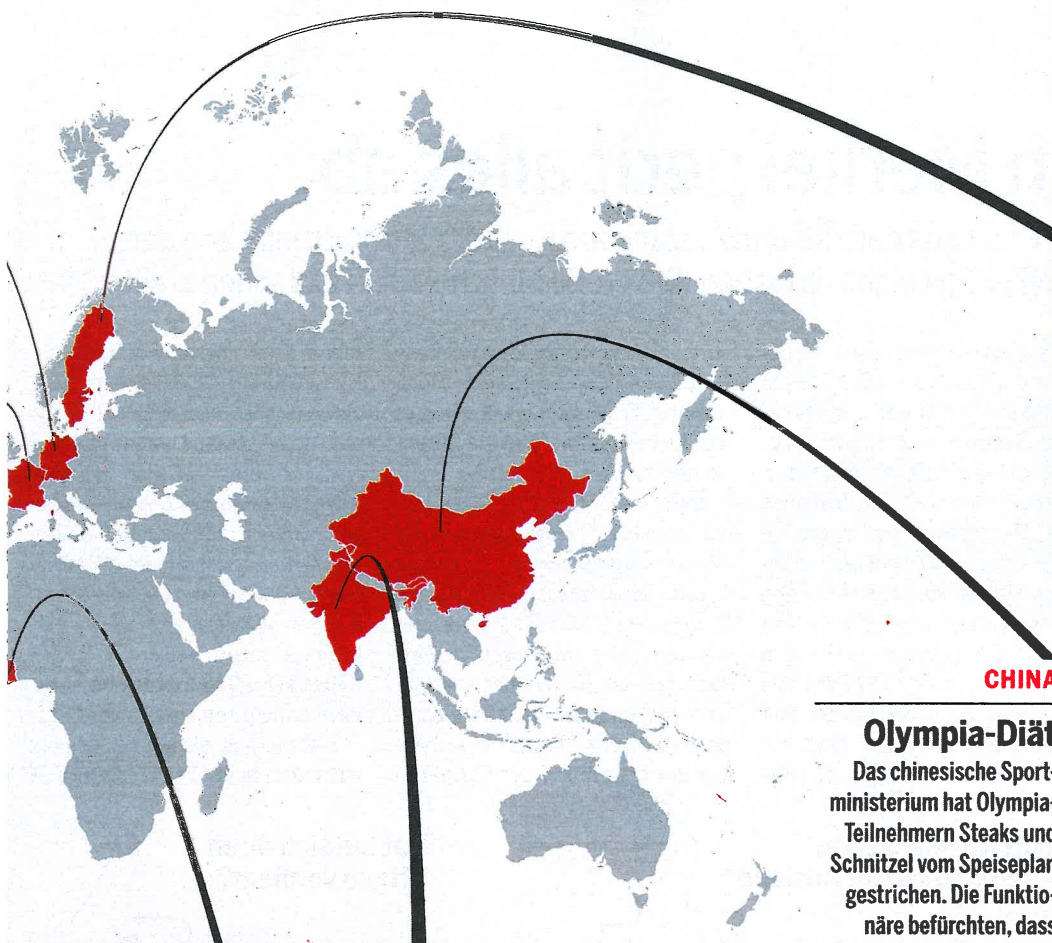
Der britische Thronfolger hat Glück gehabt. *Hyloscirtus princecharlesi*, in Ecuador entdeckt, ist ein süßer Frosch. Nach David Bowie und Nina Hagen sind zwei Riesenkrabben-spinnen benannt, nach Bill Gates eine Schwebfliege, nach Hitler ein kleiner, brauner, blinder Höhlenkäfer.

FRANKREICH

Rosen-Pate

Zu den berühmten Werken Claude Monets zählen seine Seerosen-Bilder. Die Vorlage dafür fand der Impressionist in seinem Wassergarten in Giverny, gut 60 Kilometer nordwestlich von Paris, den er ebenso kunstvoll komponierte wie seine Gemälde. Jetzt wurde der Brite James Priest zum Ober-gärtner bestellt. Nach der Grundsanierung durch seine Vorgänger will er den 500 000 Besuchern jährlich die Anlage bald wieder nahezu im Originalzustand präsentieren.





SCHWEDEN

Die Axt im Walde

Russische Urwälder werden für Ikea gefällt, kritisiert die Umweltorganisation „Rettet den Regenwald“. Der Betrieb in Karelien sei für nachhaltige Forstwirtschaft zertifiziert, rechtfertigte sich das Möbelhaus, kündigte aber weitere Aufklärung an.

CHINA

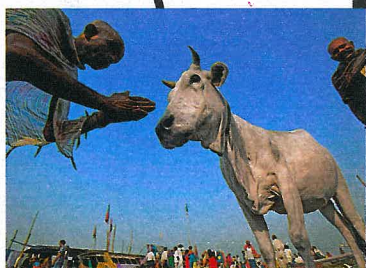
Olympia-Diät

Das chinesische Sportministerium hat Olympia-Teilnehmern Steaks und Schnitzel vom Speiseplan gestrichen. Die Funktionäre befürchten, dass Chemie im Fleisch positive Dopingtests zur Folge haben könnte. In den vergangenen Jahren hatte es in China immer wieder Verunreinigungen von Fleisch mit dem Mastmittel Clenbuterol gegeben. Es besitzt eine anabole, also muskelaufbauende Wirkung und steht auf der Verbotsliste der Welt-Anti-Doping-Agentur Wada.

INDIEN

Tödliche Nähe

Infektionen von Tier zu Mensch führen zu 2,4 Milliarden Krankheitsfällen jährlich mit mehr als 2,2 Millionen Toten. Besonders betroffen, so eine neue Studie, sind Indien, Äthiopien, Nigeria und andere Länder, in denen Mensch und Tier eng zusammenleben.



GHANA

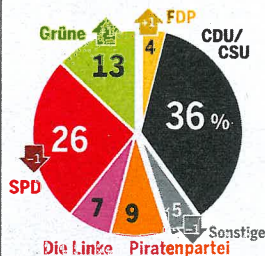
Schikane gegen Fremde

Vergangene Woche hat eine Taskforce der Regierung begonnen, Betriebe und Marktstände von Ausländern zu schließen. Nicht-Ghanaer müssen 300 000 US-Dollar investieren und zehn Einheimische einstellen oder ihr Geschäft aufgeben. Nachbarländer protestierten.



FOTOS: MAURITIUS IMAGES (2); EARL THEISEN/GETTY IMAGES; CORBIS; RAJESH KUMAR SINGH/AP/DAPD; NATALI HILGER/LAF; JAN WALTON/GETTY IMAGES; INFOGRAFIK: QUELLE: SENATSWALDUNG FÜR INNERES UND SPORT

STERN-RTL-WAHLTREND



„Die Menschen nehmen alles wahr“

Herr Güllner, wollen die Deutschen derzeit überhaupt etwas von Politik wissen?

Ihr Interesse ist ungeboren hoch. Wir fragen die Leute ja laufend, was sie gerade bewegt. Die vielfältigen Antworten zeigen, wie intensiv sie das Geschehen vor Ort und weltweit verfolgen.

Was treibt sie derzeit am meisten um?

Sie nehmen alles wahr, von Naturkatastrophen bis zur Lage in Griechenland. Hauptsorgen sind die Geldwertstabilität, die Altersversorgung sowie die Ausbildung der Kinder.

30 Prozent wollen nicht wählen. Sind die uninteressiert?

Nein, das sind keine Randständigen. Die gehen ganz bewusst nicht zur Wahl.

Was sind deren Motive?

1998 enthielten sich viele Unionswähler der Wahl, 2005 und 2009 viele SPD-Wähler. Wir kennen die Beweggründe nicht genau und wissen nicht, ob und wann sie zurückkommen.

**Forsa-Chef
Manfred Güllner**



An Merkel perlt alles ab

Die Kritik aus dem In- und Ausland am Kurs der Eurorettung kann der KANZLERIN nichts anhaben. Die große Mehrheit der Deutschen steht zu ihr

Es prasselt von allen Seiten auf sie ein. Kritik an ihrem Sparkurs kommt aus Frankreich, Spanien oder Italien, Ländern, die besonders von Reformen betroffen sind. Das britische Blatt „New Statesman“ nennt sie gar den „gefährlichsten deutschen Führer seit Hitler“. Auch in Deutschland brodeln es: Mehr als 170 Ökonomen rufen zum Protest auf, weil ihr Eurokurs dem Land zu hohe Lasten aufbürde (siehe Seite 28). Und der Bundespräsident mahnt, sie solle

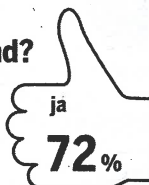
ihre Politik der Bevölkerung „sehr detailliert“ erklären. Doch an Angela Merkel perlt all dies ab. Sie hält Kurs – und die Bürger stehen hinter ihr.

Im siebten Jahr ihrer Kanzlerschaft ist die Zufriedenheit mit Merkel weiter hoch. Fast drei Viertel der Deutschen sagen nach einer *stern*-Umfrage, sie vertrete die deutschen Interessen im Ausland gut, nur die Wähler von Linken und Piraten sehen dies nicht so. 54 Prozent – vor allem Anhänger der Union und der Grünen –

loben ihr Krisenmanagement. Fast zwei Drittel (64 Prozent) sagen, sie solle sich von der Kritik aus dem Ausland nicht beirren lassen. Einhellig (88 Prozent) gönnen die Bürger Merkel die Ferien, die sie Ende Juli mit dem traditionellen Besuch der Wagner-Festspiele in Bayreuth beginnt. Bei den Wählern von Union und Grünen sagen sogar 95 beziehungsweise 97 Prozent, die Kanzlerin habe ihren Urlaub verdient.

Sieht so aus, als könne sie ganz zufrieden in die Ferien starten. ★

Vertritt Angela Merkel Deutschland gut im Ausland?



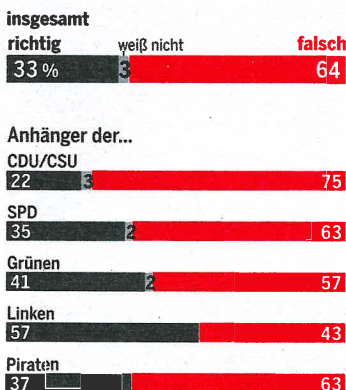
Hat sie sich ihren Urlaub verdient?



Reagiert sie auf die Eurokrise richtig?



75 Prozent Steuern auf Millioneneinkommen finden ...



Gutes Zeugnis für den Regierungssprecher

Seit knapp zwei Jahren ist der frühere ZDF-Moderator Steffen Seibert, 52, Sprecher der Bundesregierung. Rund drei Viertel der Deutschen kennen ihn. Von denen finden die meisten (64 Prozent), dass er seinen Job sehr gut (8 Prozent) oder gut (56 Prozent) mache. Dass es nach dem letzten EU-Gipfel einen Kommunikationspatzer gab, spielt da keine Rolle. Auch die Anhänger der Oppositionsparteien sind mehrheitlich zufrieden mit ihm.



Alarmist der Woche

Professor Ahab

Ökonom HANS-WERNER SINN kämpft lautstark gegen die Eurorettung – und für sich

Es ist nicht nur der bieder-männische Backenbart, der Hans-Werner Sinn, Deutschlands bekanntesten Volkswirt, mit Kapitän Ahab, dem legendären Walfänger aus dem Roman „Moby-Dick“, verbindet. Es ist auch die enorme Fähigkeit, den eigenen Kampf gegen das vermeintlich Böse groß zu inszenieren. Sinn tut das in Talkshows, Ahab auf dem Walfängerschiff „Pequod“. Und wenn jemand Sinns trotzigen Anspruch auf die absolute Wahrheit kritisiert, dann reagiert der Präsident des

Münchner Ifo-Instituts in etwa so, wie es Ahab im Film in den Meereswind rief: „Wie können Sie zu mir von Vermessenheit sprechen, ich würde sogar die Sonne angreifen, wenn sie mir was zuleide täte.“

Der Kapitän jagt den weißen Wal, der Professor die Bundeskanzlerin. Vergangene Woche schrieb er gemeinsam mit 171 Ökonomen einen offenen Brief – natürlich gleich ans ganze Volk, darunter macht es der blitzgescheite Mann nicht. „Liebe Mitbürger“, beginnt das Pamphlet staatstragend. Der Inhalt: Kanzlerin Angela Merkel habe sich auf dem vergangenen EU-Gipfel eine Bankenunion aufzwingen lassen. Das sei unser aller Ruin, weil die Banken Schulden in Billionenhöhe hätten, die

noch unsere Nachkommen begleichen müssten.

Die Analyse des Bestsellerautors („Ist Deutschland noch zu retten?“, „Kasino-Kapitalismus“) enthält manche Wahrheit – in der Zuspitzung entsteht aber auch Unsinn: etwa dass eine Bankenunion mit Kollektivhaftung beschlossen wurde. Vielmehr geht es vor allem um eine gemeinsame Bankenkontrolle (siehe Seite 66).

Sinn und seine Mannen schützen Ängste, um sich Gehör zu verschaffen. Deshalb werden sie zu Recht kritisiert. Aber vieles in der Volkswirtschaft ist eher Ansichtssache.

Regelmäßiger Talkshow-Gast:
Hans-Werner Sinn

che als Wissenschaft. Ein alter Scherz lautet: Zwei Ökonomen können sich einen Nobelpreis teilen, obwohl sie völlig gegenteiliger Meinung sind.

Man muss dem gebürtigen Westfalen Sinn zugutehalten, dass er aus Volkswirtschaft Hausmannskost gemacht hat. Wenn er in den Talkrunden von Jauch-Will-Plasberg-Maischberger-Illner die großen Bögen zum Euro schlägt, haben Zuschauer leicht das Gefühl: Der Mann hat recht! Sinn ist maximal medientauglich und scheut kaum ein Thema. Der Naturschutzbund nennt ihn wegen seiner Alles-Quatsch-Haltung zur Energiewende einen „Dampfplauderer mit egoistischem Sendungsbewusstsein“.

Ahab ging in den Fängen des tobenden Wals unter. Sinn, 64, wird sicher auch in einer Post-Merkel-Ära ungestüm weiter-schäumen.

Rolf-Herbert Peters



Die Geburtenrate in Deutschland erreicht einen Tiefstpunkt

REWE

Bio

Geschmack ohne Umwege.

Für REWE Bio ist es wichtig, das Ursprüngliche zu erhalten. Natürliche Zutaten und der Verzicht auf zugesetzte Aromen machen die REWE Bio Zitronen-Limonade zu einer echten Naturbegabung in Sachen Geschmack. Das fanden auch die Probierpioniere, die am REWE Bio Limonaden-Geschmackstest teilgenommen haben. Lassen Sie sich genauso überzeugen und probieren Sie selbst!

REWE Bio Zitronen-Limonade

- ist frei von zugesetzten Aromen
- steht für zusätzliche Rückstandskontrollen
- ist von Naturland zertifiziert



REWE Bio: Bio-Qualität für jeden Tag.



Jeden Tag ein bisschen besser.

REWE

Das Lagginhorn
im Schweizer Wallis.
Der Gipfel (vorn
links im Bild, wo
einige Bergsteiger
zu erkennen sind)
ist 4010 Meter hoch.
Man erreicht ihn
über das Schnee-
feld. Im Hintergrund
das Fletschhorn,
das, anders als es
auf dem Foto wirkt,
mit 3993 Metern
niedriger ist



A high-altitude mountain landscape with snow-covered peaks and a clear blue sky. The foreground shows a steep, rocky slope covered in patches of snow. In the background, a range of jagged mountain peaks stretches across the horizon, partially obscured by a layer of clouds.

Abstieg in den Tod

Sie sind fit, bestens ausgerüstet und voller Freude.
Die sechs Deutschen, darunter zwei Väter und ihre Kinder,
verbindet ihr Glaube und ihre Begeisterung für die Berge.
Sie besteigen das LAGGINHORN. Nur einer kehrt zurück.

Sechs Lichtpunkte wandern in die Morgendämmerung. Es ist halb fünf, als die Bergsteiger, ausgerüstet mit ihren Stirnlampen, den Hang hinaufschreiten. Marie-Claire, die Jüngste der Gruppe, ist 14. Sie hat erst nachts um zwei Ruhe gefunden, man schläft schwer ein in der Weissmieshütte auf 2726 Metern. Nicht wegen des Matratzenlagers, das hatte die Gruppe an diesem Abend für sich allein, es ist die Höhe, vor allem dann, wenn man erst vor zwei Tagen aus dem Flachland in die Schweizer Alpen geist ist.

Die Hüttenhelferin sieht ihnen noch lange nach. Die beiden Väter und die drei Jugendlichen haben ihr imponiert, so höflich, „eine intelligente Gruppe“. Sie waren sehr gut ausgerüstet: gut geschnürte Rucksäcke, Steigeisen, Karabiner, Seile. „Sogar die Tochter hatte einen Eispickel dabei.“ Alles neu, modern, aber so viel: Auf der Hütte fragten sie sich, warum sie ihr Hüttengepäck mitnahmen, das andere Bergsteiger meist zurücklassen.

Sie hatten sich am Abend zuvor noch eine Stunde Zeit genommen, sind ein paar Meter Richtung Gletscher gelaufen, um sich bei gutem Licht den Einstieg an der Westflanke des Lagginhorns anzusehen, die Standardroute auf den 4010 Meter hohen Gipfel. Die sechs waren guter Laune, als sie an dem Ecktisch der Hütte saßen und den Tag Revue passieren ließen.

Sie hatten gelacht, als die Frau von der Seilbahn unten im Tal mittags erzählte, dass die Gondeln wegen des heftigen Regens und Windes nicht fahren. Als wenn sie die nehmen würden, für die zwei, drei Stunden Spaziergang zu ihrer Basisstation, der Weissmieshütte. Es war ein schöner Weg, bis auf 2000 Meter stehen noch Bäume. Alles war feucht, es roch nach Tannennadeln, überall plätscherte das Wasser. Die letzten Tage hatte es heftige Gewitter gegeben. Die vielen Rinnsale nach den Regengüssen hatten Adern in Wiesen und Moos gerissen.

„Sie hatten richtig Appetit“, sagt die Hüttenhelferin. Sie aßen Gemüsesuppe, Bohnensalat und Rösti mit Hähnchenbrust. Niemand trank Alkohol. „Alle haben viel gelacht, sich mit dem Handy gefilmt. Man hat gemerkt, dass sie nah beieinander sind.“

Zwei Väter leiteten die kleine Gruppe, Peter S. aus Berlin und Gunther H. aus Waldlaubersheim in Rheinland-Pfalz, beide Ingenieure, beide gewohnt zu führen, auch in ihren Firmen. Gunther H. hatte einen steilen Aufstieg in der IT-Branche hingelegt, hoch bis zur deutschen Geschäftsführung und zum Prokuristen des Softwareriesen Sun Microsystems. Dann wurde er Unternehmensberater, wieder erfolgreich, und war auch noch, wie Kollegen sagen, „ein wertvoller Mensch“. Er fuhr in seinem Sportwagen nach Saas-Fee, gemeinsam mit seinem 17 Jahre alten Sohn Simon, der mit ihm die Leidenschaft für das Klettern teilt.

Peter S., ebenfalls ganz oben in einer Firma für Bauberatung, Mitglied der Geschäftsleitung und Gesellschafter, war mit seinem Sohn Maximilian gekommen, der gerade Abitur gemacht hatte, und mit Marie-Claire, der kleinen Schwester. Sie spielt Geige daheim und singt im Chor, ihre Augen leuchten, wenn sie mit ihren Freundinnen wie verliebt über Christus redet. Sie kennt so viele Geschichten aus der Bibel, alle auswendig, verschenkt gern diese kleinen Glaubensheftchen. Eine zarte Seele, aber eine zähe Leichtathletin, sie läuft Langstrecke. Ihr Vorbild ist der sportliche Bruder, der Volleyball spielt, auf die Berge steigt. Er ist muskulös. Wie alle in der Gruppe, Väter und Söhne. Vor allem der Sechste im Bund, Silas T. aus Oerlinghausen in Nordrhein-Westfalen, 1,90 Meter groß und drahtig, ein Freund der beiden Familien. Der 20 Jahre alte Mathematik- und Sportstudent kann Liegestütze auf einer Hand.

Die Sonne ist rausgekommen. Die sechs Bergsteiger, die man jetzt nur noch mit dem Fernglas von der Hütte aus erkennen kann,



Das Matratzenlager auf der Weissmieshütte, in dem die Gruppe die Nacht vor dem Aufstieg verbrachte



Vier der fünf verunglückten Bergsteiger: Unternehmensberater Gunther H., sein Sohn Simon und dessen Freunde Silas T. und Maximilian S. (v. l.)



schalten ihre Stirnlampen aus. Schroff und kantig stehen die Viertausender im klaren Morgenlicht. Um die Gruppe herum ist es karg, nur Moosflechten. Marie-Claire war beim Aufbruch etwas mulmig gewesen. „Der Gipfel“, sagte sie beim Abschied auf der Hütte, „ist so weit weg.“ Aber die Hüttenhelferin hatte ihr Mut zugesprochen: „Du schaffst ihn!“

Jedes Jahr starten von der Hütte etwa 1000 Bergsteiger hoch zum Lagginhorn im Wallis, einem der bekanntesten Viertausender. Der Schweizer Alpen Club beschreibt den Aufstieg als „nicht allzu schwierig“. „Aber was ist schon leicht“, wird später einer der Bergretter sagen. „Leicht ist nicht für jeden das Gleiche.“ In den vergangenen 15 Jahren haben acht Menschen an diesem Berg ihr Leben verloren. Es sind nicht viele im Vergleich zu anderen Gigan-

ten der Alpen, aber genug, um ihn nicht zu unterschätzen.

Es scheint ein wirklich guter Tag zu sein, um diesen Gipfel zu nehmen. Der schwere Regen hat aufgehört. Schon in der Nacht ist es aufgeklart. Beim Aufbruch ist es noch kühl, knapp über null Grad, aber die Sonne wird gleich brennen, der Wind weht nur leicht. Auf den Schneefeldern, die sie passieren, stoßen sie ihre Bergschuhe in den matschigen Schnee. Einer in die Stapfen des anderen. Sie sind so im Gleichklang.

Die Jugendlichen haben sich im christlichen Ferienlager kennengelernt, bei Gitarrenliedern und Andachten. Silas T., der drahtige Sportstudent, war von klein an dabei, leitet inzwischen selbst Jugendgruppen. Er ist ein wunderbarer Sänger, dazu gut an der Gitarre, mit der er seine religiösen Verse begleitet, ein Christ

„mit brennendem Herzen“, so erleben ihn seine Freunde. Passanten bleiben stehen, wenn seine Ferienlagergruppe im Ort die frohe Botschaft verkündet. Silas T. ist eine Leitfigur. So wie alle in der Gruppe, in der die Väter den Kindern den Glauben weitergeben, wie sie es seit Generationen tun. Wie alle in ihrer „Geschlossenen Brüdergemeinde“, einer Gruppe Evangelikaler, die ihre Gottesdienste unter sich feiern und Kirchenhierarchien ablehnen, weil diese die wahren Christen nur spalteten und sie davon ablenkten, das Böse abzuwehren.

Als Silas einmal in seiner evangelikalen Schule vor der Klasse eine Andacht hielt, zeigte er Fotos von Berggipfeln. „Dort oben“, sagt er, „wird einem die Schönheit der Schöpfung bewusst. Man sieht Gott.“

Dieses Gotteserlebnis teilen alle sechs. Im vergangenen Sommer haben Silas und Maximilian, der Freund aus Berlin, im Wallis gemeinsam das Nadelhorn bestiegen. Sie sind fast gleich alt. Maximilian hat schon eine Reihe von Gipfeln erklommen; es gibt ein Foto, das ihn zeigt, als würde er von einem Berg in eine Wolkendecke springen. Auch seine Schwester wollte mit, um endlich einen „richtigen“ Viertausender zu machen, bislang hatte sie nur das vergleichsweise einfache Allalinhorn geschafft.

Ihr Weg führt die Gruppe über den Laggigletscher, der Licht und Wärme reflektiert. Diese Passagen sind nicht sehr steil, aber sie zehren, ohne Brille würde man nur weiß sehen. Wer hier hinaufsteigt, muss lange Ärmel tragen, um nicht zu verbrennen. In den schweren Bergschuhen kochen die Füße. Weil es Spalten gibt, gehen fast alle diesen Abschnitt miteinander verbunden am Seil. Aber die Gruppe fühlt sich auch ohne sicher. Bei 3539 Metern verlässt sie den Gletscher und erreicht den Grat, der bis zum Gipfel führt. Ansteigender Felsen, rechts und links nur Abhang. Gut, dass sie ihre Steigeisen dabei haben.

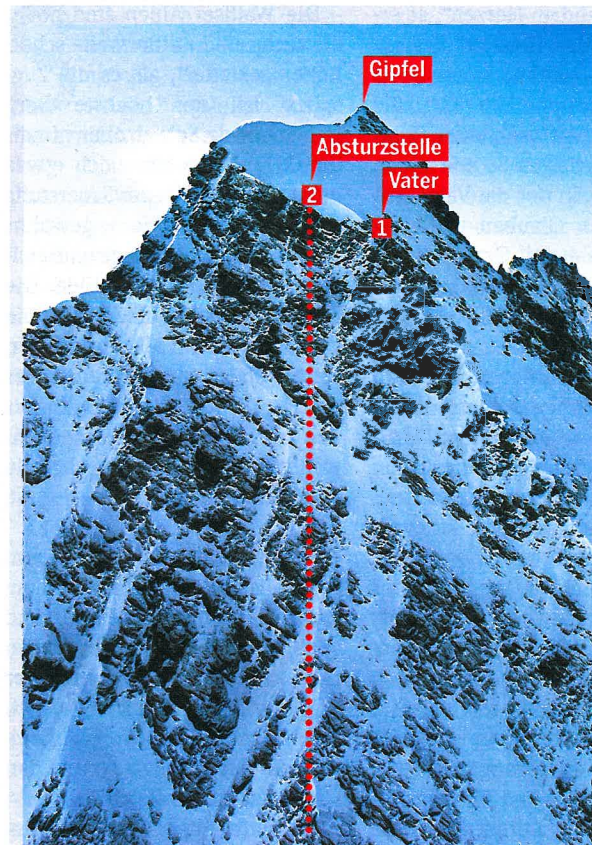
Die Walliser Alpen sind hoch, die sechs sind mittlerweile schon höher geklettert, als es die Zugspitze ist, der höchste Berg Deutschlands. So weit oben nimmt ihr Organismus nur noch etwas mehr als die Hälfte des Sauerstoffs auf, den er von zu Hause gewohnt ist. Das fordert die Lunge und auch das Gehirn. Es macht müde. Die Höhe ist eine unsichtbare, aber die größte Gefahr für alle Bergsteiger, selbst für sehr sportliche. Der einzige Schutz ist, seinem Körper Zeit zur Eingewöhnung zu geben, wenigstens eine Woche. Aber die Zeit hatten sie nicht.

Die Gruppe braucht Pausen. Vier bis fünf Stunden dauert es, bis ein geübter und akklimatisierter Bergsteiger den Gipfel erreicht. Sie werden länger brauchen. Aber das Wetter hält, nur ein paar Quellwolken kommen auf. Nebelschwaden um den Gipfel verwehen gleich wieder.

Sie hatten diese Reise seit Monaten geplant. Für Maximilian war es eine Belohnung fürs Abitur, er hatte danach für eine Apotheke Medikamente ausgeliefert, um ein wenig Geld dazuzuverdienen. Gleich am Abend nach der Gipfeltour auf das Lagginhorn wollte er seinen 20. Geburtstag feiern, im Tal hatten sie schon bei ihrem Stammtisch reserviert. Der Wirt hatte für den Tisch „Bergsteiger“ eingetragen. Maximilian war oft mit seinem Vater in Saas-Fee.

Nach dem Lagginhorn wollten sie das Strahlhorn angehen, und Freunde erinnern sich, dass sie auch noch den Dom besteigen wollten, das wäre mit 4545 Metern die Krönung geworden. Drei Viertausender, alle in einer Woche, so viel Zeit hatte sich der Unternehmensberater Gunther H. genommen. Sie wollten die Berge „bezwingen“. Die Einheimischen benutzen das Wort nicht, weil ein Berg nicht zu bezwingen ist, sondern nur bestiegen werden kann. Am Morgen, als sie zum Lagginhorn aufbrachen, betete Gunther H. noch.

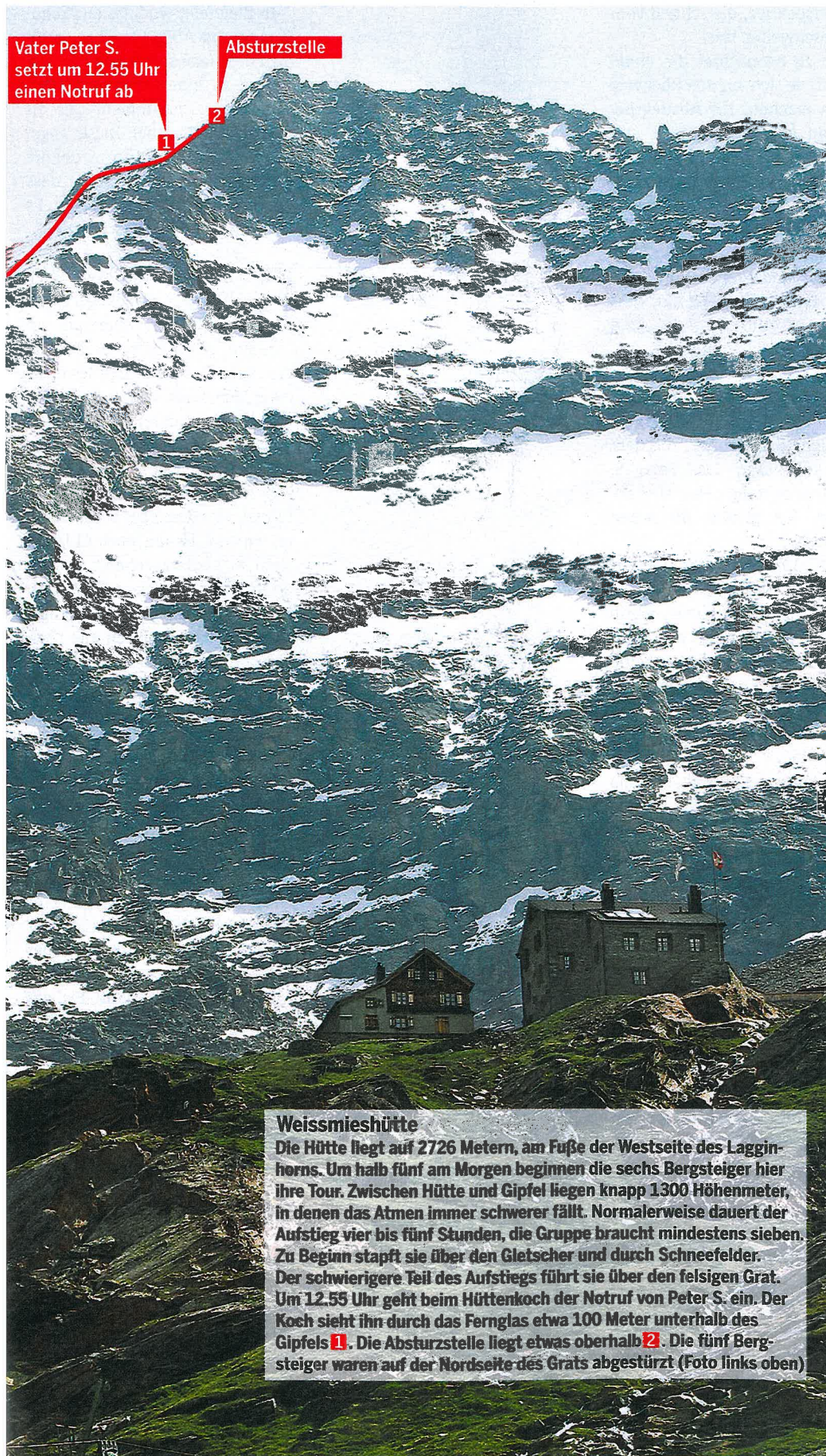
Sieben Stunden später haben sie fast den ganzen Grat ge- →



Linkes Foto

Die Bergsteiger stürzen bei ihrem Abstieg nur wenige Höhenmeter unterhalb des Gipfels zur Nordseite des Lagginhorns ab **2**. Peter S., der beim Aufstieg erschöpft zurückgeblieben war **1**, sieht noch, dass seine Kinder und die drei Freunde den Halt verlieren. Sie fallen, für ihn nicht mehr einsehbar, über die Felsen in die Tiefe. Der Rettungsarzt Karl-Heinz Kopp und seine Begleiter finden die Verunglückten etwa 400 Meter unterhalb der Absturzstelle tot auf. Die Ermittler konnten keinen Hinweis auf abgegangene Schneemassen finden. In der Mittagszeit des Unglückstags soll es aber am Lagginhorn sehr rutschig, stellenweise sogar eisig gewesen sein





Weissmieshütte

Die Hütte liegt auf 2726 Metern, am Fuße der Westseite des Lagginhorns. Um halb fünf am Morgen beginnen die sechs Bergsteiger hier ihre Tour. Zwischen Hütte und Gipfel liegen knapp 1300 Höhenmeter, in denen das Atmen immer schwerer fällt. Normalerweise dauert der Aufstieg vier bis fünf Stunden, die Gruppe braucht mindestens sieben. Zu Beginn stapft sie über den Gletscher und durch Schneefelder. Der schwierigere Teil des Aufstiegs führt sie über den felsigen Grat. Um 12.55 Uhr geht beim Hüttenkoch der Notruf von Peter S. ein. Der Koch sieht ihn durch das Fernglas etwa 100 Meter unterhalb des Gipfels **1**. Die Absturzstelle liegt etwas oberhalb **2**. Die fünf Bergsteiger waren auf der Nordseite des Grats abgestürzt (Foto links oben)

schaft. Vor ihnen liegen noch die letzten 100 der knapp 1300 Höhenmeter von der Weissmieshütte bis zum Gipfelkreuz. Sie sind über Schneefelder und rutschigen Granit gegangen. Zickzack über den Grat, immer entlang der roten Wegpunkte, die jemand auf den Fels gemalt hatte. Froh über jeden von den Kletterern mit Steinen aufgestapelten Turm, die „Steinmänner“, die jede Etappe markieren. Der Gipfel ist so nah, dass jetzt die Euphorie langsam die Schwere der Schritte ablöst. Jeder Bergsteiger kennt das Gefühl. Doch bei Peter S., durchtrainierter Berliner Familienvater in den Vierzigern, reicht es nicht mehr. Er wird schwach, fühlt sich wie unterzuckert. Auf 4000 Metern ist das kein gutes Zeichen, es kann ein Symptom für die Höhenkrankheit sein. Noch weniger Sauerstoff, und er könnte zur Belastung für die Gruppe werden. Ein erfahrener Bergsteiger weiß, dass ein schwaches Glied alle gefährden kann. Er entschließt sich zurückzubleiben, hier auf dem Grat zu warten, bis sie wieder absteigen.

Aber seine Tochter will diesen Viertausender machen. Und sein Sohn Maximilian hat schon viele geschafft. Als der Vater sie weitergehen lässt, kann er Vertrauen in seine Kinder haben. Und in die anderen erfahrenen Kletterer.

Dann sieht er sie vom Gipfel winken, so wird er es der Polizei erzählen. Für jeden Bergsteiger ist der Gipfel das Ziel, der Blick die Belohnung. Es ist nicht viel Platz oben auf dem Lagginhorn. Immer wenn Maximilian einen Viertausender erreicht hat, schießt er Fotos, die er auf der Website www.4000er.de ins Internet stellt. Aber der Gipfel ist nicht das Ende der Tour. Jeder Bergführer kennt diese Regel: Vorbei ist es erst, wenn man wieder an der Hütte steht.

Die meisten Unfälle passieren während des Abstiegs, dann ist die Euphorie verflogen, und die Müdigkeit übernimmt. Es ist Mittag, die Gruppe jetzt fast acht Stunden auf den Beinen. Die Blicke gehen abwärts, Richtung Gletscher, →

UNFALLCHRONIK

Gefährliche Berge

Fast jeden Tag stürzt in den Alpen jemand ab. Allein in der vergangenen Woche starben außer den fünf am Lagginhorn noch acht weitere Menschen.

8. Juli 2012, Stubaital: Am Pfaffensattels stolpert eine Frau. In der 200 Meter tiefen Felsspalte können die Rettungskräfte sie erst nach zwei Stunden finden. Sie stirbt.

8. Juli, Berchtesgadener Land: Am Grat des Watzmann fällt ein Mann 100 Meter tief. Er überlebt knapp.

7. Juli, Zermatt: Beim Abstieg vom Dent-Blanche stürzt ein Mann. Die Retter finden den Toten 800 Meter tiefer auf dem Gletscher.

6. Juli, Berchtesgadener Land: Ein Blitz schlägt in ein Stahlseil am Fels ein. 15 Menschen werden leicht verletzt, einige von ihnen erlitten Brandwunden an den Händen.

5. Juli, Berner Oberland: Zwei Spanier stürzen beim Abstieg vom Eiger. 900 Meter tiefer findet man die Toten.

5. Juli, Allgäu: Ein Deutscher strau-chelt, fällt 60 Meter in den Tod.

4. Juli, Saas-Fee: Zwei Engländer kommen vom Nadelhorn. Einer läuft voraus und gerät vom Weg ab. Rund 100 Meter weiter unten findet ihn sein Kamerad tot auf.

5. Juli, im Bereich des Gosaukamm in Österreich: Eine Rentnerin rutscht ab und stürzt tödlich.

1. Juli, Gosaukamm: Der Abstieg führt über einen schmalen Steig. Ein elf Jahre alter Junge muss erleben, wie seine Tante 200 Meter tief in den Tod fällt.

1. Juli, Hochlantsch bei Graz: Eine Zweierseilschaft hängt an der Nordwand, fünfter Schwierigkeitsgrad. Einer stürzt, 15 Meter freier Fall. Der Hubschrauber birgt ihn schwer verletzt.

1. Juli, Hochfeiler in den Zillertaler Alpen: Über zwei Eiskletterern löst sich beim Einsetzen einer Eisschraube ein Schneebrett. Beide überleben schwer verletzt.

Die Chronik umfasst die zu Redaktionsschluss am 9. Juli bekannt gewordenen Unfälle.

eine Perspektive, die schnell vom Weg abschweifen lässt.

Peter S. beobachtet die anderen, wie sie sich auf den Rückweg zu ihm machen. Ihr Abstieg beginnt an einer sehr engen und steilen Stelle, sie gehen hintereinander, wieder im Zickzackkurs, das zeigen auch später die Spuren im Gelände. Der Vater kann nicht ausmachen, wer in welcher Position geht und wer auslöst, was dann passiert. Er sieht nur, dass sie stürzen. Alle. Sehr tief. Und dann sieht er sie nicht mehr.

Um 12.55 Uhr wählt er auf seinem Handy die Nummer der Weissmieshütte. Es ist die befremdliche Sachlichkeit, die dem Hüttenkoch sagt, dass Peter S. unter Schock steht. „Fünf sind abgestürzt. Ich glaube, die leben nicht mehr.“

Um 13.02 Uhr geht bei der Air Zermatt der Notruf von der Hütte ein. Der Helikopter startet. Wenige Minuten später ruft der Vater erneut die Hütte an; er höre keine Retter. Sekunden sind jetzt eine Ewigkeit. Der Berg trennt ihn von seinen Kindern und den Freunden. Warten.

Bergnotarzt Karl-Heinz Kopp entdeckt sie eine halbe Stunde nach dem Notruf aus dem Hubschrauber, fast 500 Meter unterhalb des Gipfels. Fünf Körper. Vier liegen dicht beieinander. Er ahnt, sie leben nicht mehr.

Der Hubschrauber sticht mit den Kufen in den Schnee, Kopp, zwei Bergretter und ein Sanitäter springen raus. Bei einem der abgestürzten Männer signalisiert das EKG noch einen „sterbenden Herzschlag“, wie der Rettungsarzt berichtet. Zehn Minuten versuchen sie den Körper wiederzubeleben, vergebens.

Die Nachricht erreicht erst am Abend Berlin-Frohnau. Die Mutter von Marie-Claire und Maximilian schreit so laut, dass die Nachbarn besorgt zu ihrer Tür stürmen.

In dem kleinen Winzerdörfchen Waldaubersheim in Rheinland-Pfalz, in dem die zweite Mutter mit den jüngeren Geschwistern zurückgeblieben ist, steht das Leben still.

In Bielefeld, wo Silas zur Schule ging und Abitur machte, kommen drei Tage später Schüler und Lehrer zu einem ersten Trauergottesdienst zusammen. „Er ist nun am Ziel seiner Reise angekommen“, sagt der Lehrer, der die Andacht hält. „Ich glaube, dass wir gemacht sind für Gott. ... Es gibt kein anderes Zwischenziel.“

Silas aber hatte viele Zwischenziele. Er schrieb sie in das Abi-Buch: studieren auf Lehramt, „dann heiraten, Familie gründen. Und das Wichtigste für mein Leben: Ich will immer mehr mein Licht leuchten lassen, Menschen helfen, besonders den Weg zu Gott und damit zum ewigen Leben zu finden.“ Unter „letzte Worte“ verabschiedet er sich: „Ich würde mich freuen, euch ALLE im Himmel wiederzusehen.“

Oben im Schweizer Wallis rätseln sie, warum die Gruppe abgestürzt ist. Wie konnten alle fünf, obwohl kein Seil sie miteinander verband, gleichzeitig fallen? War es die Enge des Weges, den manche als Trichter beschreiben?

War es ein Schneebrett? Jene gefürchtete Schneeschicht, die einfach wegrutscht und gegen die jeder Bergsteiger chancenlos ist. Sie kann entstehen, wenn viel Neuschnee auf eisige Schichten fällt, und Niederschlag hatte es ja gegeben. Vom Hubschrauber aus entdeckten die Ermittler aber keine Spur davon.

Oder war es die Glätte, Eis, das sich oben durch den Niederschlag gebildet haben könnte? Oder nur ein einziger falscher Schritt?

Einer der Bergretter, der die Leichen barg, machte sich als Bergführer noch am gleichen Tag auf zu einer Tour auf das Mischabelmassiv, zu dem auch der Dom gehört, der der Gipfel, der die Krönung für die sechs gewesen wäre. Manche in Saas-Fee sagen nur: „Der Berg ruft, der Berg nimmt.“  Felix Hutt, Kuno Kruse, Dominik Stawski; mit Recherchen von: Malte Arnsperger, Susi Donner, Frank Donovitz, Kathrin Dorscheid, Gerd Elendt, Philipp Elsbrock, Frank Gerstenberg, Christian Hodel, Nadine Jansen

„Ich würde mich freuen, euch alle im Himmel wiederzusehen“

Silas T. in seinem Abi-Buch

London rockt

Diese Stadt lässt keinen kalt. Sie ist DIE MUTTER ALLER METROPOLEN – teuer, kultig, aufregend. Hier trifft sich die Welt. Nicht nur zu Olympischen Spielen

Das alte und neue Wahrzeichen der britischen Hauptstadt: die Tower Bridge von 1894 und das Hochhaus „The Shard“, mit 310 Metern das höchste der EU. Vergangene Woche wurde die Eröffnung gefeiert

FOTO: MATTHEW LLOYD/GETTY IMAGES





Ostlondon ist das neue Trend-Viertel. Wenn hier die jungen Frauen unter den Augen der Queen ultrakurze Lederpants tragen, tauchen sie bald überall auf



FOTO: BERNHARD CLASSEN/BAB
Dunkle Wolken
dräuen über dem
Finanzzentrum
Canary Wharf. Das
Geldgeschäft in
der Hauptstadt ist
die wichtigste
Einnahmequelle des
ganzen Landes



Die Reichen und
Schönen aller
Nationen kommen
zum Shoppen in
die New Bond
Street, die Luxus-
meile Londons



Das Olympiagelände
in Ostlondon
glänzt mit einem
Stadion für 80 000
Zuschauer und
den bunten Lichtern
der Wasserballhalle.
Auch 4000 Bäume
wurden auf der
einstigen Industrie-
brache neu gepflanzt

FOTO: JASON HAWKES

Die weißen
Tücher so uniform
wie ihre Kluft.
lunchen Banker
auf dem Rasen
in Canary Wharf



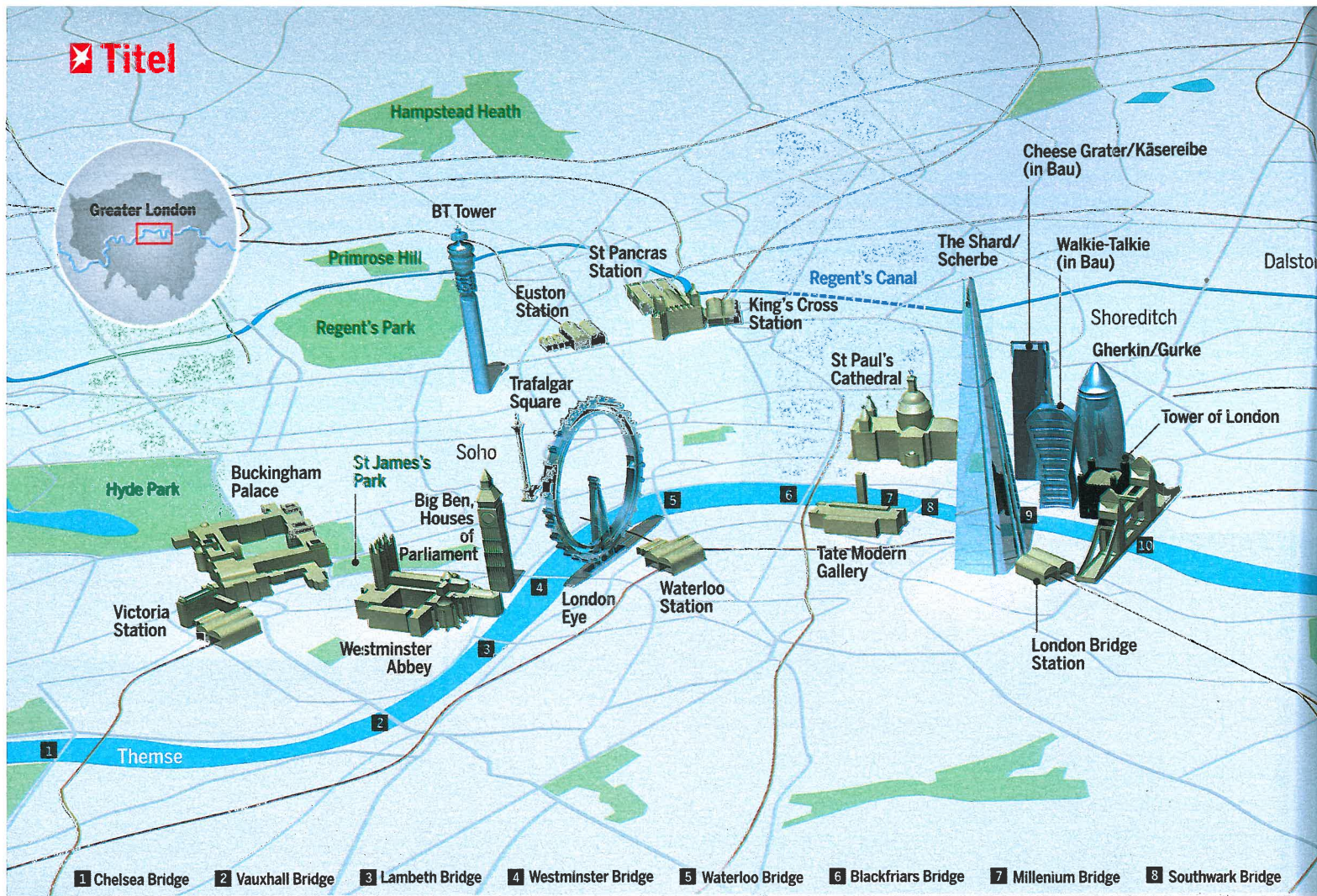
In Dalston hat
sich ein Dach-
garten zum
kleinen Park
ausgewachsen.
Um 17 Uhr macht
die Bar auf

Sport im Battersea Park: Vorn boxen junge Männer, dahinter üben Cheerleader ihre Anfeuerungstänze



Junge Frauen in bunten Gummistiefeln, Wellies genannt, stehen an zur Wochenendsause eines Radiosenders in Hackney





Von **CORNELIA FUCHS** (Text)
und **PETER DENCH** (Fotos)

Rechts stehen, links gehen. Die Rolltreppe quietscht, aus dem Untergrund weht ein warmer Wirbelwind. Wer nach London kommt, der muss durch die Eingeweide dieser Stadt, die Tube. Eng ist es hier unten in der ältesten U-Bahn der Welt. Es riecht nach frischem Beton und dem Staub der Jahrhunderte.

Die Londoner Tube ist, je nach Ansicht, achtes Weltwunder oder der neunte Kreis der Hölle. Sie ist die Lebensader einer Stadt, in der Citymaut und Dauerstau jeden Autoverkehr lahmgelegt haben. Alle steigen in diesen Schlund, Banker und Barkeeper, Putzfrauen und Politiker. Wer Premierminister werden will, muss sich im Wahlkampf zwischen die Pendler quetschen. Die Queen hat als Teenager so lange gequengelt, bis sie einmal mit einer Gouvernante U-Bahn fah-

ren durfte, unerkannt zwischen ihren zukünftigen Untertanen.

Eine Milliarde Passagiere fahren jedes Jahr im Underground, und nirgendwo ist London so sehr London. Hier drängen sich alle Klassen, Religionen, Kulturen. London ist die erste Olympiastadt, in der Menschen aus jeder der 205 Nationen leben, die am 27. Juli im Stadion einlaufen werden.

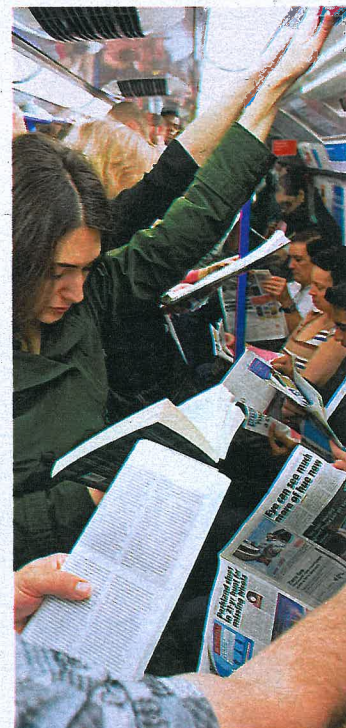
Mit den ersten U-Bahnen am Morgen fahren polnische oder litauische Bauarbeiter mit ihrem Werkzeug zum nächsten Job. Am Abend schieben sich Frauen in Cocktailkleidern durchs Gedränge auf dem Weg zum Theater. Sie lachen laut und stoßen sich die Ellbogen in die Seite. An Sonnentagen bringen Kneipenbesucher Wärme und Weißwein-Stimmung hinunter in die Züge, sie lächeln sogar den Sitznachbarn zu.

Um 18 Uhr aber wollen alle nur nach Hause. Die U-Bahn ruckelt an, als würde sie von Kinderhand gezogen. Die Passagiere wanken, stoßen aneinander. Doch keiner

schaut dem anderen ins Gesicht. Es ist eines der ungeschriebenen Gesetze der Tube. Kein Starren, kein Zögern beim Aussteigen, nicht essen, nicht reden. Nur bei jedem Körperkontakt „Sorry“ sagen, vor allem, wenn es nicht so gemeint ist.

Die ganzen Sorrys und Thank-Yous, die sprichwörtliche Höflichkeit nennt der Autor A.A. Gill „den Maulkorb für unsere Unbeherrschtheit“. London habe „kollektiv und osmotisch beschlossen, die Olympischen Spiele zu hassen“, schrieb Gill in einem Zeitungsskizzen. Zu teuer, zu kommerziell, zu elitär seien sie – und vor allem: Sie nerven, diese Spiele.

Seit Monaten warnen Plakate in der U-Bahn vor den olympischen Besuchermassen: „Arbeitet von zu Hause! Meidet die geschäftigsten Bahnstationen! Geht lieber zu Fuß!“ London fühlt sich wie der Vater, der seiner Tochter das Haus überlassen hat für eine Party – und dann nicht eingeladen wird, weil er stören könnte. Über die Spiele



Pendler drängen sich in der U-Bahn. Man liest, keiner schaut dem anderen ins Gesicht

Alte Schätze, neue Plätze

Knapp acht Millionen Einwohner, 26 Millionen Besucher pro Jahr – in London trifft sich die Welt. Der Tower, die älteste Sehenswürdigkeit der Stadt, ist schon vor rund 1000 Jahren gebaut worden, die jüngste Attraktion, das Hochhaus „The Shard“, wurde gerade eröffnet. Das Finanzzentrum „Canary Wharf“, in den 1980er Jahren das große Zukunftsprojekt, wurde abgelöst von den Londoner Ostgebieten rund um die olympischen Stätten. Vom alten Zentrum um den Trafalgar Square verlagert sich das Leben in die neuen In-Viertel Shoreditch und Dalston im Stadtteil Hackney



motzen Londoner ausführlicher als über den Regen, und das nach dem nassesten Juni seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

London ist keine freundliche Stadt. Aber wer sich auf sie einlässt, den lässt sie nicht mehr los.

Furcht einflößend und überwältigend sei London ihm vorgekommen, als er 1991 herzog, sagt David Nicholls, Bestsellerautor und Drehbuchschreiber. „Acht Jahre lebte er als erfolgloser Schauspieler in WGs ohne Kühlschrank und Bad: „Ich war furchtbar auf der Bühne und deswegen furchtbar unglücklich.“ Er musste sich London erlaufen, um seine Angst vor der Stadt zu verlieren. Manchmal wanderte er 40 Kilometer am Tag. „Londoner wird man, wenn man den U-Bahn-Fahrplan nicht mehr braucht“, sagt Nicholls. Weil man ihn auswendig kann.

Er spazierte Londoner Geschichten hinterher: Oliver Twist, Mrs Dalloway, Peter Pan, Sherlock Holmes. Das fiktionale Lon-

don wurde zu seiner Zuflucht. Erst trösteten ihn die literarischen Schauplätze, dann lernte er Ecken kennen, die ihn selbst zum Schreiben inspirierten. In dem Roman „Zwei an einem Tag“ hat er die Orte seiner schwersten Zeit verewigt. Jedes Pub könne er auf dem Stadtplan einzeichnen, sagt Nicholls, jede Wohnung wiederfinden.

Der 45-Jährige läuft heute am Regent's Kanal entlang, wenn er über neue Geschichten nachdenken will, vorbei an bunt bemalten Hausbooten mit Geranien auf dem Dach. Er liebt die Stadt, die ihn so lange quälte, bis sie ihn zum Schriftsteller gemacht hat. Er lebt mit seiner Partnerin und zwei Kindern in Nordlondon inmitten eleganter weißer Häuser mit Säulen vor der Tür, weit entfernt von seinen prekären Anfängen. Noch immer findet er bei Spaziergängen Unerwartetes, ein neues Pub am Wasser, einen versteckten Buchladen, ein Gesicht, das ihn nicht mehr loslässt. „Das

wahre, das beste London ist immer gerade um die Ecke“, sagt Nicholls. Er ist abhängig geworden von der Stadt und ihrem Kreislauf des Aufbaus und Abrisses, der ewigen Veränderung.

London fordert seine Einwohner. Niemand kann sich gemütlich einrichten, alle werden ständig durchgeschüttelt, aufgerüttelt. London rockt. Das nette indische Restaurant mit dem guten Rotwein ist plötzlich eine jamaikanische Bar, Hipster stehen auf Vintage und tragen Tweed, die besten Clubs ziehen auf einmal wieder nach Soho, das jahrelang als Touristenfalle galt. Trends entstehen und sterben innerhalb von Wochen: Singlespeed-Fahrräder, 40er-Jahre-Haarschnitte mit Scheitel und hochrasiertem Nacken, süße Cupcakes, gezwirbelte Vollbärte und Amy-Winehouse-Mascara. Was heute jeder hat, ist morgen schon passé.

Die Stadt ist die Mutter aller Metropolen. Als New York vor 400 Jahren noch Tauschhandel

mit Indianern betrieb, ballte sich hier schon die Welt. „Der Zauber Londons – ist seine Massenhaftigkeit“, schrieb Theodor Fontane in einem Reisebericht im 19. Jahrhundert: „Wenn Neapel durch seinen Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln, Rom durch seine Erinnerungen wirkt, so ist es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, was uns überwältigt.“

Die Stadt, in der Marx das „Kapital“ schrieb, hat sich heute ganz und gar dem Kapitalismus ergeben, dem ewigen Streben nach Wachstum. Bonus-Banker und Milliardäre machen London zur Insel auf den britischen Inseln, regiert vom globalisierten Markt. London ist die reichste aller 271 europäischen Regionen, reicher sogar als Luxemburg. Mit immer neuen Wolkenkratzern stemmt sich die City der britischen Wirtschaftsmisere entgegen, die den Rest des Landes aussaugt. Londoner nennen die Wahnsinnsbauten despektierlich Gurke, Käse- →

ICH SCHAU NICHT AUF NOTEN, SONDERN AUF DIE FINGER

**MEIN TEAM HILFT MIR,
AUCH VERSTECKTE
TALENTE ZU ENTDECKEN.**



Gute Chefs wissen, worauf es ankommt. Hinter so mancher mittelmäßigen Bewerbung steckt ein echtes Talent. Als Ihr Teampartner sorgen wir gemeinsam mit Ihnen dafür, dass daraus eine wertvolle Fachkraft für Ihr Unternehmen wird. Rufen Sie unsere zentrale Service-Nummer für alle Ausbildungsfragen an: 01801 66 44 66.*

*Festnetzpreis 3,9 ct/min; Mobilfunkpreise höchstens 42 ct/min

DER ARBEITGEBER-SERVICE



Bundesagentur für Arbeit

reibe, Scherbe oder Walkie-Talkie, als müssten sie wieder auf die Erde zurückgeholt werden, zurück in das Getümmel der Stadt.

Das einst leicht verschlafene Notting Hill hat sich zum Spielplatz der Reichen und Schönen verwandelt, mit Swimmingpools und Privatkinos in den ausgebauten Kellergeschossen der Reihenhäuschen und mit Edelboutiquen in einstigen Secondhandbuchläden. Claudia Schiffer wird hier regelmäßig mit Model-Kollegin Elle MacPherson vor den Schultoren ihrer Kinder abgelichtet, zwei Yummy Mummies beim morgendlichen Schaulaufen. Die blaue Tür aus der Romanze „Notting Hill“ ist schon lange verschwunden. Für Hugh-Grant-Fans bleibt die Kirche St Bartholomew the Great, in der Grant von seiner Filmbräut in „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“ geohrfeigt wurde. Die steht aber in der City.

Die neuen Einwohner von Notting Hill, die amerikanischen Banker und russischen Millionäre, kaufen lieber im schicken Kensington ein als auf dem Portobello-Markt, der unter Touristenmassen zu ersticken droht.

Den schönsten Markt Londons findet man heute am anderen Ende der Stadt am Regent's Kanal. Auf dem Broadway Market in Hackney verkaufen an die hundert Stände leckeres Essen und schöne Dinge, und Londoner Familien sitzen neben Modestudenten auf Holzbänken vor dem Pub „Cat and Mutton“ und hören einer Zwei-Mann-Band in abgewetzten Anzügen und mit Kontrabass zu.

Jahrzehntelang wurde der Ferne Osten Londons vernachlässigt. Dann kam Olympia. Auf einst verseuchtem Industrieboden entstanden Sportstätten, neue S-Bahn-Strecken, Wohnviertel für Familien und das größte Einkaufszentrum Europas.

Der Osten war von jeher Londons Experimentierküche. In immer neuen Einwanderungswellen hat sich hier die Welt niedergelassen. Wer im Londoner Osten gräbt, holt Einwanderergeschich-



Der Schriftsteller David Nicholls liebt die Spaziergänge durch London

Blumenhändler Mark Brooks philosophiert auf seinem alten Holzkarren über den Wandel des Viertels

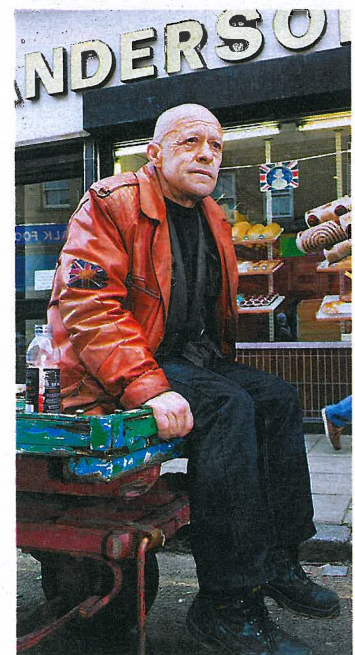


FOTO: NICK TURPIN

ten hervor: römische Skelette unter neuen Bahnstrecken, die Überreste einer hugenottischen Kirche unter den Fliesen der Moschee in der Brick Lane, Gräber spanischer Juden im Garten des Queen Mary College. Fast jeder zweite Einwohner Londons hat heute einen Migrationshintergrund, wobei dieses Wort hier völlig unbekannt ist. Londoner ist, wer sich als Londoner fühlt.

„Alle kommen sie zu uns – Bangladeschis, Osteuropäer, Yupies“, sagt Mark Brooks, Blumenhändler und Hobby-Historiker in der Hoxton Street, Shoreditch, Ostlondon. Es ist das Londoner Viertel, das wie kaum ein anderer Stadtteil einen Turbokurs in Gentrifizierung absolviert hat. Shoreditch galt immer als Armenhaus, Flüchtlingslager, Schmelztiegel. Charles Dickens studierte hier einst, wie Gentlemen sich in den einschlägigen Etablissements eine Prostituierte aussuchten. Heute greift die Londoner Finanzmacht mit Glas und Stahl und Loft-Apartments immer weiter hinein in den Osten und verdrängt die Alteingesessenen, die Cockneys mit ihrem harten Dialekt und ihrem Hang zu Tradition und Prügeleien.

In der Hoxton Street lehnt Mark Brooks an seinem alten Holzkarren mit Rosen und Hortensien. Der 51-Jährige trägt Glätze und spricht mit Reibeisenstimme, entspricht ansonsten aber nicht dem Klischee vom Ostlondoner Haudegen. „Ich hab ein bisschen Italiener in mir und irgendwas von den Hugenotten“, sagt er. Seine Familie hat 90 Jahre lang Blumen verkauft. In das Geschäft ist eine Galerie eingezogen. Mark musste auf die Straße ausweichen. Der Name „A. Brooks“ prangt noch auf den Ladenschildern gegenüber seinem Stand.

Doch Brooks sieht sich nicht als Gentrifizierungsopfer: „Nichts bleibt, wie es ist. So ist es halt.“ Die Galeristin zahlt ihm gutes Geld als Mieterin, dafür stellt er sich gern in die frische Luft. Er erzählt, wie sein Großvater einst einen Daumen verlor, weil er

Wettschulden nicht bezahlen konnte. Dagegen sind die Typen mit Trilby-Hüten und Zigarette hinterm Ohr, die heute seinen Lieblings-Pub bevölkern, eine Verbesserung. „Erzähl mir nichts von guten alten Zeiten“, sagt er. „Die gab es nie.“

Nostalgie ist etwas für Besucher. Londoner haben für Sentimentalitäten keine Zeit – es sei denn, man kann damit Geld machen. Für die Touren zu den Schauplätzen der Jack-the-Ripper-Verbrechen ziehen sich die Führer Melone und Tweed an, das fördert das Geschäft. Schon früh hat London den Wert erkannt, eine Marke zu sein. Schwarze Taxis, rote Telefonzellen, Doppeldeckerbusse: Sie sind das Touristen-Theater, das den Rest der Stadt eher kaltlässt.

Das London der Londoner findet man nicht auf dem Trafalgar Square oder vor dem Buckingham Palace, sondern dort, wo die Tube ihre Passagiere wieder ausspuckt, in den Villages. Jedes dieser Dörfer nimmt für sich in Anspruch, einzigartig hip zu sein. Kein Londoner ist einfach nur Londoner. Wie Fußballfans vergeben die Einwohner ihre Loyalität nur einmal. Süden oder Norden. Osten oder Westen. Wer Brixton liebt, fährt nicht zu den Hipstern nach Hackney oder zu den Hedonisten in Hampstead.

Sophie Howarth, 36, Mutter zweier Kinder und Beraterin von Premierminister David Cameron in Stadtplanungsfragen, wurde in Westlondon geboren. „Doch wohl habe ich mich da nie gefühlt, in dieser seelenlosen reichen Gegend!“ Sobald sie konnte, ist sie in den Osten gezogen, in die Nähe der Columbia Road in Shoreditch. Vor ihrer Haustür baut sich jeden Sonntag ein Blumenmarkt auf. „Fünf Pfund das Bündel, fünf Pfund das Bündel“, brüllen die Händler, Passanten balancieren Stechpalmen und Körbe voller Geranien. Am Rande verkaufen kleine Geschäfte Kitsch, Kunst und Kaffee und frische Austern mit Zwiebelsauce. „Ich liebe diese Energie hier“, sagt Howarth. →

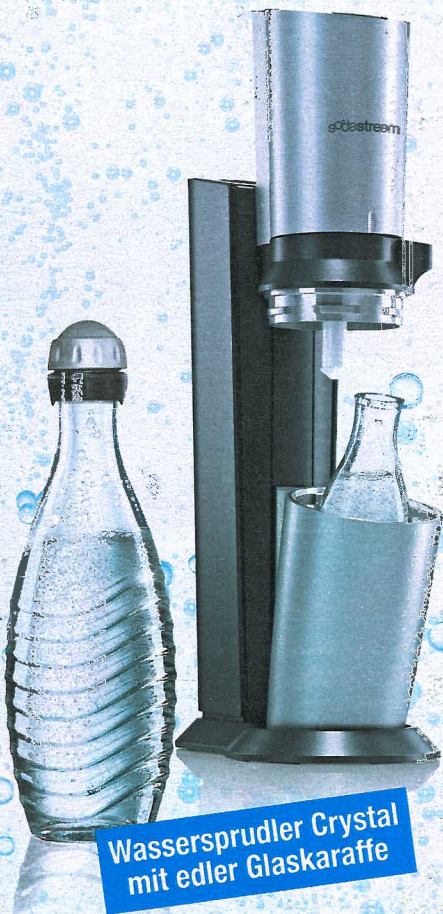
LECKER UND ABSOLUT TRAGBAR.

NEU
in der
Flasche



Prickelnde Erfrischung, selbst gemacht!

- reines Wasser, kein Plastikgeschmack
- Kohlensäure individuell dosierbar
- spart bis zu 50% Getränkekosten
- kein lästiges Schleppen



Wassersprudler Crystal mit edler Glaskaraffe



Informieren Sie sich unter:
www.sodastream.de
www.sodastream.at

sodastream™
 perfektes wasser ohne schleppen.

Titel

Sie gilt als Ideen-Wirbelwind in London, ist Gründerin der „School of Life“, einer Art Volkshochschule der Philosophen, in der Lehrer wie Alain de Botton den Londonern beibringen, wie sie besser lieben und zufriedener arbeiten. Howarth hat die Fähigkeit, eine Londoner Sehnsucht anzuzapfen: den Wunsch nach Zusammenhalt gegen die Härte der Stadt. In ihrer Nachbarschaft treffen sich Mitglieder des „Good Gym“, die Kalorien lieber beim Ausmisten des Gemeindezentrums verbrennen als einsam auf dem Laufband. Howarth sagt, es sei einfach, sich über diese Cappuccino-Kultur lustig zu machen: „Aber brauchen wir nicht alle Rosen im Leben und nicht nur trocken Brot?“

Die Stadtverschönerer hinterlassen überall Zeichen in ihrem Kiez, halb Protestaktion, halb Kunstinstallation: Primeln wachsen in Schlaglöchern, Kaugummi-Flatschen auf den Bürgersteigen sind mit winzigen Porträts bemalt, an Hauswänden prangen Schwarz-Weiß-Bilder riesiger Hasen, Ibis und Ratten. Londoner Guerilla-Gärtner schmeißen aus Ton geformte Handgranaten zwischen den Müll leer stehender Grundstücke, gefüllt mit Wildblumensamen und Erde. Nach spätestens zwei Wochen stehen Mohn, Butterblumen und Weidelgras zwischen den Plastiktüten.

Es waren Lebenskünstler wie Sophie Howarth, die nach den Tagen der Randal im vergangenen Sommer mit Besen und Kehricht-eimern auf die Straße gegangen sind und die Glasscherben der zerstörten Schaufenster beseitigt haben. Viele prophezeiten damals weitere Unruhen in London. Von einem Aufstand der Abhängigen wurde geredet in einer Stadt, aus der arbeitslose Familien zwangsweise in den Norden Englands umgesiedelt werden sollen und in der Milliardäre kaum Steuern zahlen. Doch bis heute ist es ruhig geblieben. London hat sich geschüttelt und einfach weitergemacht.

Es werden weiter Luxusapartments verkauft für an die 80 →



Sophie Howarth mit ihrem neugeborenen Sohn ist Ideengeberin des Premierministers



Video:
Londoner über ihre Stadt
 Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen

TIPPS

Aussichtspunkte und Hotels



The Monument 311 Stufen führen zu einer Aussichtsplattform (Eintritt 3 Pfund). Täglich von 9.30 bis 18 Uhr, Monument Street; U-Bahn London Bridge oder Monument.

One New Change Umsonst und per Aufzug geht es hinauf auf die Dachterrasse des Einkaufszentrums neben St Paul's Cathedral. In der Madison Bar gibt es Cocktails und leider überbezahlte Tapas. Täglich von 10 bis mindestens 22 Uhr; U-Bahn St Paul's oder Mansion House.

Oxo Tower Großartiges Essen, weiter Ausblick. Restaurant unbedingt reservieren. Täglich Lunch 12 bis 14.30, Dinner 18 bis 23 Uhr, Tel.: 0044/20/78 03 38 88, E-Mail: oxo.reservations@harveynichols.com, Barge House Street, South Bank; U-Bahn Waterloo oder Southwark.

Primrose Hill Blick auf die Stadt vom Norden des Regent's Park, nahe der freundlichen Einkaufsstraße Regent's Park Road; U-Bahn Chalk Farm.

Studentenbude In den Ferien ziehen die Studenten aus und die Touristen ein: Uni-Apartments liegen zentral, bieten Kochgelegenheiten und Familienzimmer (DZ ab 74 Euro). Buchen unter: www.lsevacations.co.uk oder www.ucl.ac.uk/residences

Villa im Grünen Astor Hostel Hyde Park, zentral gelegen, mit Schlafsälen und einfachen Doppelzimmern mit Bad (DZ ab 100 Euro), 191 Queen's Gate, Tel.: 0044/20/7581 01 03, www.astorhostels.co.uk

Basisprogramm Je früher man bucht, desto günstiger sind die Zimmer: Base2Stay in Kensington bietet für Londoner Verhältnisse großzügige Zimmer mit guter Ausstattung (DZ ab 137 Euro), 25 Court-

field Gardens, Tel.: 0044/20/72 44 22 55, www.base2stay.com

Bed & Breakfast Die schönsten B&B-Zimmer Londons findet man auf: www.sawdays.co.uk.

Besonders zu empfehlen:

Hampstead Guesthouse Liebevoll renovierte Villa mit neun Gästezimmern in den kleinen Gassen des Nordlondoner Village, bei gutem Wetter Frühstück im Garten (DZ/F ab 126 Euro), 2 Kemplay Road, Tel.: 0044/20/74 35 86 79, www.hampsteadguesthouse.com

Arlington Avenue Kleines Bed & Breakfast nahe Regent's Canal, an dem entlang geht's ins hippe Ostlondon (DZ/F ab 63 Euro), Arlington Ave, Tel.: 0044/77/11 26 51 83, www.arlingtonavenue.co.uk

Rauer Luxus In einer kleinen Seitenstraße nahe King's Cross bietet das Hotel Rough Luxe Kunst, feine Bettbezüge und einen Hauch von Patina (DZ ab 225 Euro), 1 Birkenhead Street, Tel.: 0044/20/78 37 53 38, www.roughluxe.co.uk

Promi-Adresse Im Shoreditch House entspannen auch Ryan Gosling, Ronnie Wood, Rihanna, David Beckham oder Bob Geldof am Pool, mitten im hippen Viertel (DZ ab 233 Euro), Ebor Street, Tel.: 0044/20/77 39 50 40, www.shoreditchhouse.com

Altes Rathaus Man kann sogar einen Privatkoch in die großzügigen Apartments bestellen. Im Town Hall Hotel im East End findet sich auch das Restaurant Viajante des Ferran-Adrià-Schülers Nuno Mendes. Von hier kann man zu Fuß zum schönsten Markt der Stadt laufen, dem Broadway Market (DZ ab 200 Euro), Patriot Square, Tel.: 0044/20/78 71 04 60, www.townhallhotel.com

Mittendrin An einer der schönsten Straßen in der Innenstadt liegt das Charlotte Street Hotel, an einem der Tische des Straßencafés kann man ganz London an sich vorbeiziehen (DZ/F ab 395 Euro), 15-17 Charlotte Street, Tel.: 0044/20/78 06 20 00, www.firmdale.com

Cornelia Fuchs

JAHN REISEN

Abenteu erholung Mystisch

Schwer in Worte zu fassen: die vielen Eindrücke auf einer **Rundreise** mit JAHN REISEN. Versuchen Sie es selbst, vor Ort.



z.B. **NORD-THAILAND**
mit Goldenem Dreieck

8-tägige Flug-/Bus-Rundreise ab/bis Bangkok

pro Person

ab € **570,-**



URLAUB, WIE ICH IHN MAG.

Millionen Euro mit Blick über den Hyde Park. Das Bulgari-Hotel mit Zimmern ab 1000 Euro ist permanent ausgebucht. Und im Osten leben Menschen wie Beverley, die Waldhorn-Solistin, die sich trotz dreier Mindestlohnjobs das Geld für einen Sofaschlafplatz in einer WG abhungen musste und in einem Jahr gut 20 Kilo verlor.

„Ich liebe London, aber es saugt dich aus“, sagt Hardeep Singh Kohli, schottischer Sikh, Fernsehmoderator und Comedian. Geschieden und abgebrannt, musste der 43-Jährige vor einigen Jahren nach Dalston, Ostlondon, ziehen, weil er sich die Durchschnittsmieten von über 3000 Euro im Monat für eine Drei- bis Vierzimmerwohnung in seinem Kiez im Norden Londons nicht mehr leisten konnte. Dort gab es schnuckelige Reihenhäuschen und Parks mit Ententeichen. In Singhs neuer Nachbarschaft

stehen noch nicht einmal Bäume an der Straße.

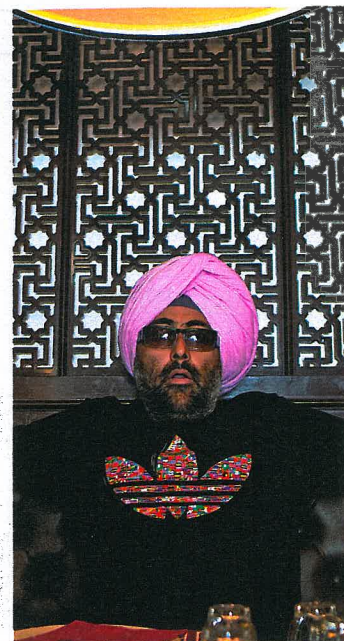
Die wahnsinnigen Immobilienpreise treiben viele Londoner immer weiter nach Osten, wo sich der Charme der Stadtteile in Hinterhöfen versteckt, auf Dachterrassen oder in heruntergekommenen Sozialwohnungsblocks. London ist dort spannend, wo es hässlich ist. Der Silicon-Roundabout etwa sieht aus wie die Autobahnausfahrt Essen-Huttrop, doch hier hat Twitter gerade eine Computer-Klitsche für einen zweistelligen Millionenbetrag gekauft. Singlespeed-Fahrräder an Laternen, versteckte Sushi-Restaurants, eine einsame Espresso-Bar inmitten von Bürobauten aus den 60er Jahren, das sind die Zeichen der neuen Zeit an der Old Street.

Abends öffnen sich versteckte Eingänge hinter Kühlschränken oder unter Bahnbrücken für Eingeweihte mit dem richtigen Passwort oder einer E-Mail-Einla-

dung. Alle anderen müssen auf die Gnade der Türsteher hoffen. Je individueller das Outfit, desto größer sind die Chancen, eingelassen zu werden.

Aber das Warten lohnt sich. In der Schlange lernen Mädels in alter Spitze mit 20er-Jahre-Bob-Frisur Jungs in Arbeiteroveralls mit fein gewirbeltem Barthaar kennen. Ohnehin findet ein großer Teil des Ostlondoner Nachtlebens auf Bürgersteigen statt, weil da geraucht werden darf.

Hardeep Singh Kohli, der schottische Sikh, hat sein Viertel über das Kochen lieben gelernt. Vor seiner Haustür gibt es afghanisches Brot, frisch aus dem Holzkohleofen, das auf der Zunge schmilzt. Singh weiß, welche zyprischen Metzger die zartesten Lammkoteletts verkaufen und wo in der Kulisse eines traditionellen Pasteten-Ladens an der Kingsland High Street das beste Dim Sum im Osten serviert wird. In seiner



Hardeep Singh Kohli kam von einem bürgerlichen Viertel in den rauen Londoner Osten

FOTO: NICK TURPIN (2)

1946



Endlich! In Paris wird erstmals die Arbeitskleidung für Badenixen offiziell vorgestellt: der **Bikini**. Heute sorgen schnell trocknende Chemiefasern im Zweiteiler für beste Passform und einen tollen Strand-Look.

2000



Jetzt werden sogar schon Koffer auf Diät gesetzt: Ein Hightech-Kunststoff aus Deutschland macht **Reisekoffer** leichter und erspart so das Übergepäck.

Wenn Sie Urlaub machen.

1972

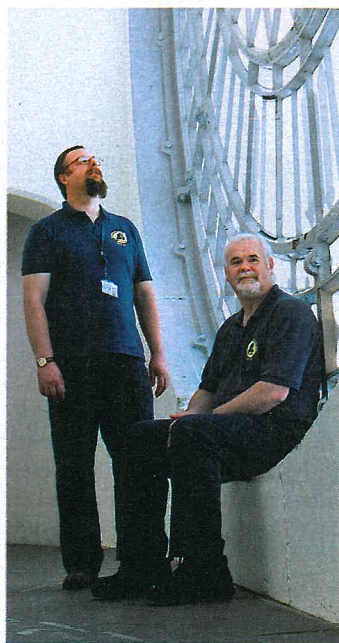


Auch wenn junge Leute es heute kaum für möglich halten – schon lange vor dem World Wide Web konnte man in Europa surfen: auf faserverstärkten **Surfbrettern** mit Kunststofffoliensegeln.

2009



Virenschutz – nicht für PCs, sondern für Sie: Ein neuer **Impfstoff** gegen einen Virus aus Fernost sorgt dafür, dass man nur schöne Erinnerungen und keine Tropenkrankheit aus dem Asienurlaub mitbringt.



Huw Smith und Ian Westworth hinterm Zifferblatt von Big Ben. Mit Penny-Münzen halten sie die Uhr im Takt

Bühnenshow philosophiert Kohli über London und die Evolution seiner Küche. Die Stadt hat sich das Empire zurückgeholt, sagt er, in Form von Ziegencurry und karibischem Jerk-Hühnchen.

Wer in Londons Kosmos lebt, auf den wirkt der Rest der Welt plötzlich seltsam klein. David Harewood spielt einen CIA-Chef in der amerikanischen TV-Serie „Homeland“. Wenn der 46-Jährige in den USA dreht, vermisst er London jeden Tag: „Es ist solch ein wahnsinnig anstrengender Ort. Aber sobald ich nicht mehr da bin, fehlen mir der Lärm, der Dreck, die Freaks, das ganze verrückte Leben.“

Harewood setzt sich gern in Soho an einen Bistrotisch der Bar Italia, direkt an der Straße, und beobachtet die Szene des Ausgeviertels: Drag Queens mit der Frisur von Judy Garland und den Klamotten von Vivienne Westwood, somalische Taxifahrer und

Bauarbeiter aus dem Gujarat, Männer mit Strohüten und Frauen in viel zu engen Oberteilen.

„Wen London nicht inspiriert, der hat auf einer Bühne nichts zu suchen“, sagt Harewood. London hat viele Schauspieler geformt, die anschließend Hollywood eroberten. Keira Knightley, Michael Fassbender und Benedict Cumberbatch sind die Vertreter der neuesten Generation, die in Los Angeles arbeiten und doch in London wohnen bleiben.

Sie bleiben, obwohl London an allen Ecken und Enden knarzt und kracht, von der maroden U-Bahn bis zur viktorianischen Kanalisation. Londoner leben mit dem Wissen, dass das Leben wenig mehr ist als Improvisation.

So ist es nicht allein die mechanische Brillanz des Uhrwerks von 1859, die dafür sorgt, dass Big Ben die Stunde auf zwei Sekunden genau schlägt. Die Uhrmacher Huw Smith und Ian Westworth, 49 und

50 Jahre alt, legen, je nach Luftdruck und Temperatur, eine bestimmte Anzahl von alten Penny-Stücken auf das 200 Kilo schwere Gewicht des Pendels. Zwei Fünftel einer Sekunde geben sie so dem Tick-Tock hinzu oder ziehen sie ab. Von ihrer Fingerfertigkeit hängt die Hauptnachrichtensendung der BBC ab, die Big Bens Glockenschläge um Punkt 18 Uhr live überträgt, jeden Tag. Und bisher jeden Tag ohne Probleme.

Diese Londoner Gelassenheit wird die Olympischen Spiele zu einem Erfolg werden lassen – trotz überfüllter U-Bahnen, überteuerter Hotelzimmer und nerviger Sicherheitsvorkehrungen. Die Londoner werden sich in ihre Pubs zurückziehen, die Tube und die Innenstadt den Touristen überlassen und eine kleine Auszeit nehmen in diesem Sommer. Besucher sollten sich einfach dazu setzen. Es ist die beste Art, sich auf London einzulassen. ★

2010



Ein neuartiger Rohstoff auf Siliziumbasis steigert die Klickraten. Nicht von Webseiten, sondern von Urlaubern. Denn auf die **Flash-Speicher** in ihren Kameras passen dank des neuen Materials noch mehr Urlaubsbilder.

2027

hat die Chemie Hochsaison.

2015

Die Chemie macht die schönste Zeit des Jahres noch schöner: mit Kunststoffsurfbrettern für die perfekte Welle, mit Chemiefasern für schnell trocknende Bikinis und mit leichteren Koffern für mehr Reisesouvenirs ohne Übergepack. Kurz gesagt: Die Chemie ist Ihr treuer Urlaubsbegleiter – von Australien bis Zypern. Unser Online-Reisetipp: Besuchen Sie unser **Gewinnspiel auf www.ihre-chemie.de**.

Ihre Chemie.

Freuen Sie sich auf die Zukunft.



„Die Troika der SPD als Wackeldackel in Paris – gefährlich naiv“



Video-Zwischenruf mit einem zweiten aktuellen Thema

Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen

Die Verschwörung

Der jüngste Gipfel in Brüssel war für Europa ein tiefer Einschnitt: Italien und Spanien haben DEUTSCHLAND ERPRESST – und Frankreich schaute dabei zu. Die deutsch-französische Achse ist gebrochen

Der Zwischenruf aus Berlin von **HANS-ULRICH JÖRGES**

Es ist etwas zerbrochen in Europa, etwas Fundamentales: das Vertrauen in die Lauterkeit von Staatenlenkern. Berührt sind Charakterfragen handelnder Personen, aber auch die Machtarchitektur Europas, die sich darüber verschoben hat. Das wirkt lange nach, denn es hat menschlich wie politisch Substanz gekostet, und es ist denen, die es erlebt haben, unvergesslich.

Entladen haben sich die Kräfte auf dem jüngsten Gipfel in Brüssel. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni wird Angela Merkel zum Opfer einer kühl kalkulierten und frontal vorgetragenen Erpressung, man könnte auch sagen: einer Verschwörung. Mario Monti, Italiens soigniert wirkender Ministerpräsident, verlangt in ultimativer Form rasche, zusätzliche Hilfe – für sein Land wie für das krisengeschüttelte Spanien. „Wenn Europa nichts für uns tut, geht hier nichts weiter“, zitiert man ihn später. Unterstützt wird Monti von Spaniens konservativem Premier Mariano Rajoy. Die dänische Regierungschefin empört sich, ob denn nun alle Anwesenden Geiseln seien. François Hollande indes, der neue Präsident Frankreichs, lässt der Erpressung ihren Lauf. In diesem Moment wird klar: Die deutsch-französische Achse, die Europa noch unter Nicolas Sarkozy zusammengehalten und angetrieben hatte, ist gebrochen. Die deutsche Kanzlerin findet keinen Beistand mehr aus Paris.

Was in der Brüsseler Nacht zunächst nicht weitergeht, ist ausgerechnet der Wachstumspakt für den Süden Europas, den Hollande als Symbol für eine politische Wende auf dem Kontinent so vehement gefordert hatte. Merkel, das wissen alle, braucht den Pakt, um daheim die Zustimmung von SPD und Grünen zum Fiskalpakt und zum dauerhaften Rettungsschirm ESM zu erhalten, die notwendige Zweidrittelmehrheit in Bundestag und Bundesrat. Nun richten jene, die den Wachstumspakt wollten, ihn unvermittelt als Waffe gegen die Deutsche. Sie muss sich bewegen, und sie kämpft, über Stunden, um sich der Erpressung mit einem noch akzeptablen Kompromiss zu entwinden. Monti indes spreizt sich, auch das ist neuer Stil, vor der Tür als Sieger.

Die Schamlosigkeit der Operation in ihrer ganzen Tragweite begreift nur, wer auch den Vorlauf des Gipfels betrachtet. Eine Woche zuvor, am 22. Juni, schnüren Hollande, Monti und Rajoy in Rom das Wachstumspaket mit Merkel. Mit keinem Wort

bereiten sie die Kanzlerin darauf vor, was dann in Brüssel über sie hereinbricht. Man lässt sie in dem Glauben, alles sei in trockenen Tüchern. Und auch als Merkel am Vortag des Gipfels zum zweiten bilateralen Treffen mit Hollande nach Paris kommt, ist keine Rede davon, was sich in Brüssel zusammenbraut. Man plaudert über die Perspektiven Europas. Hollande, von dem man annehmen muss, dass er den Plan der beiden anderen kennt, gibt keinen Hinweis. Anderntags läuft Merkel ins offene Messer.

Trickreich und hart ist in Brüsseler Krisennächten oft gepokert worden. So indes nicht. Günter Verheugen, der ehemalige EU-Kommissar, kommt zu dem Schluss, Merkel sei in Rom und Paris betrogen worden. „Das ist nicht die Art und Weise, wie wir in Europa gewohnt waren, miteinander umzugehen. Ich habe so etwas in mehr als zehn Jahren in Brüssel nicht erlebt.“ Unanständig. Gegen die Regeln.

Bei einer Manöverkritik im Kanzleramt kommt man später zu der Erkenntnis, im Vorfeld des Gipfels nicht genug aufgepasst zu haben. Denn Warnsignale gab es. Noch am Vorabend ruft Monti in Brüssel aus, falls es keine Hilfe gebe, könnte das politische Kräfte freisetzen, die die Integration Europas und den Euro „zur Hölle fahren lassen“. Monti, das lässt sich schlussfolgern, brauchte aus innenpolitischen Motiven einen Sieg über Merkel, um mit dieser Gloriole das nun folgende bittere Sparprogramm in Italien angehen zu können. Nicht anders Hollande: Auch er muss sparen – und fürchtet jeden Anschein, das geschehe auf Anweisung aus Berlin.

Doch dahinter steckt mehr: Nicht Monti, sondern Hollande ist die entscheidende Figur. Unvorstellbar, dass Sarkozy seine deutsche Partnerin derart allein gelassen hätte. Hollande, das gilt es zu lernen, will offenbar die unter Sarkozy verloren gegangene Führungsrolle Frankreichs in Europa wiederherstellen, im Bündnis mit dem Süden. Auf dem Brüsseler Gipfel funktionierte Europa schon nicht mehr bipolar, deutsch-französisch, sondern multipolar.

Für die deutsche Opposition muss das zur Lehre werden. Dass sich die Troika der SPD auf den Stufen des Élysée als Ensemble nickender Wackeldackel präsentierte, erweist sich als gefährliche Naivität. In dieser Lage verdient die deutsche Kanzlerin jede Solidarität. Der erste Kuss beim dritten Date zwischen Merkel und Hollande, am Wochenende in Reims, war nichts als trügerisches Staatsschauspiel.

FOTO: ALFRED STEFFEN



TILMAN GERWIEN

Der Autor im Berliner *stern*-Büro war ziemlich fassungslos, als er vergangene Woche das Porträt einer Kollegin über Piraten-Geschäftsführer Johannes Ponader las, der Hartz IV jahrelang als persönliches Grundeinkommen betrachtet hatte. „Darf er das?“, fragte Laura Himmelreich in ihrem Artikel. Nein, das darf er nicht, findet Gerwien – und schrieb eine Polemik gegen Lebenskünstler, die Sozialleistungen für ihre Selbstverwirklichung missbrauchen. Ponader hat sich inzwischen von Hartz IV abgemeldet.

Gar nicht links und ziemlich uncool

Ober-Pirat JOHANNES PONADER wollte nur arbeiten, wenn es ihn erfüllt – ansonsten aber von Hartz IV leben. Doch so geht unser Sozialstaat kaputt

Selbstvertrauen hat der Mann. „Ich gehe: Mein Rücktritt vom Amt“ überschreibt Johannes Ponader einen Aufsatz in der „FAZ“. Erhobenen Hauptes beendet er seine Existenz öffentlicher Alimentierung – nicht ohne eine Portion verletzten Stolzes, weil die Bundesagentur für Arbeit ihn mit allerlei Zumutungen traktierte, sich also seiner letztlich nicht würdig erwies.

Wir werden diesen Verlust verschmerzen können. Aber mich hat der Fall Ponader wütend gemacht. Ich finde, wir brauchen eine Debatte über unseren Sozialstaat. Denn es gibt viele Ponaders in diesem Land, in Berlin, Hamburg, Bremen oder Freiburg – überall, wo Lebenskünstler den Sozialtransfer als feste Größe in ihr Leben eingeplant haben. Das gilt als cool und irgendwie „links“.

Aus meiner Sicht sind Lebenskünstler sympathische Menschen. Trotzdem scheint es zwischen ihnen und mir einige Missverständnisse zu geben. Das fängt bei der Bundesagentur für Arbeit an. Das Job-Center ist für mich ein *Job*-Center, kein „Center für öffentliche Transferzahlungen“. Wäre das so, stünde es außen auf dem Schild auch dran. Ponader war wohl sehr überrascht, als der Arbeitsvermittler mit ihm tatsächlich darüber reden wollte, wie er Arbeit finden kann – bei den Piraten war er ja schon ausgelastet. Er wollte das Geld, nicht die Arbeit. Ich glaube, er war schlicht an die falsche Adresse geraten.

Es steht ihm frei, vermittelte Arbeiten anzunehmen – oder es sein zu lassen. Dann muss er seinen Lebensunterhalt eben anders bestreiten. Ist das zu viel verlangt von einem, der in Bayern mit 1,0 Abitur gemacht hat? Muss unser Sozialstaat auch noch einen Hochbegabten wie ein Baby versorgen, das von uns jeden Tag sein Löffelchen Brei bekommt?

Ponader will ein Grundeinkommen vom Staat – monatlich rund 500 Euro, ohne Gegenleistung. Er selbst hat mit Hartz IV gelebt, als gäbe es das schon. Das finde ich obszön. Denn es steht ihm nicht zu, über die Verwendung öffentlicher Gelder zu entscheiden, als sei dies seine Privatsache. Er akzeptiert nur Jobs, die ihn erfüllen, sonst bedient er sich aus den Sozialkassen. Das ist nun wirklich a-sozial. Denn er weiß sehr genau, dass er sich diese Haltung nur leisten kann, weil genügend andere sie sich

nicht leisten. Sonst würde der Sozialstaat zusammenbrechen – und damit sein Lebensentwurf. Es würde auch keiner mehr Stahl kochen oder Toiletten putzen. Woher nimmt der Mann die Hybris, dass andere die Drecksarbeit schon machen werden – auch für ihn? Sehr sensibel, was die eigene Person betrifft, scheint mir seine Empfindsamkeit für die Lebensumstände anderer auffällig begrenzt.

„Nun sei doch nicht so! Gönn ihm doch das Geld!“, heißt es gern. Aber für viele Menschen sind Steuern und Sozialbeiträge viel Geld. Ponader ist sehr großzügig – wenn es um das Geld anderer Leute geht. Jahrelang hat er genommen: Abi, Studium, Hartz IV. Doch jede Nachfrage nach seinem Geben empfindet er als Einmischung in innerste Angelegenheiten. So viel rausholen wie möglich, aber beim Einzahlen bockig – das kannte ich bisher eher von der FDP.

Aber halt! Es geht doch darum, den Reichtum anders zu verteilen! Okay. Notfalls müsste der Pirat dies im Wege der Revolution durchsetzen. Ich hätte Sympathie dafür. Aber schon Che Guevara sagte: „Die Pflicht jedes Revolutionärs ist es, die Revolution zu machen.“ Was nicht geht: die Revolution nicht machen, Hartz IV als Selbstverwirklichungsprämie zweckentfremden und die Kohle bei denen holen, die sich nicht wehren können. Denn so kommt zu einer Ausbeutung (die der Armen durch die Reichen) eine andere: die der Fleißigen durch die Arbeitsscheuen.

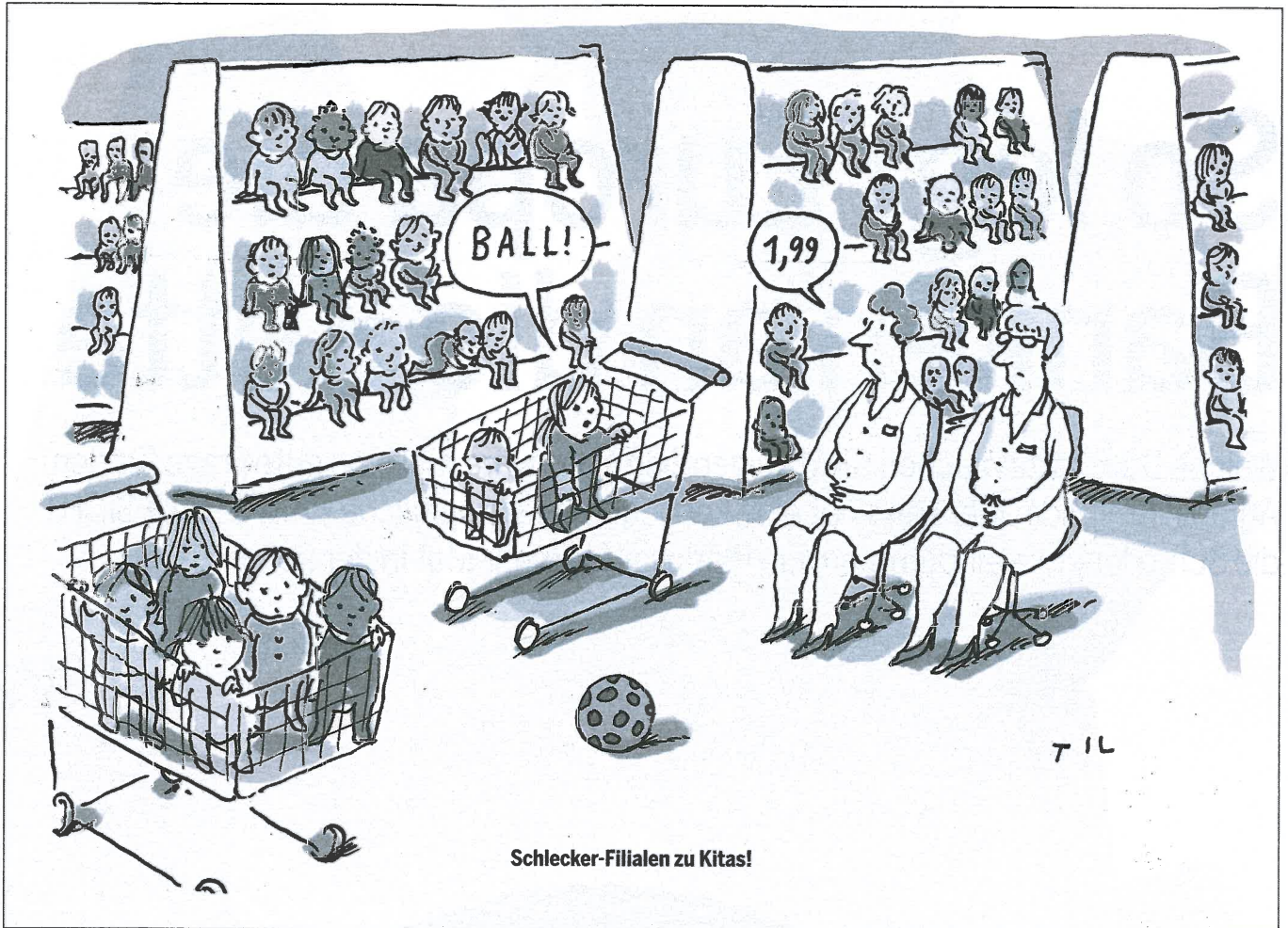
Das sehen all die Dichter und Plattenaufleger, die in Berlin und anderswo für ihren Lebensunterhalt nicht selbst aufkommen, anders. Für sie ist der Sozialetat eine Gehaltskasse, mit der sich das Land halt Kreative und Querköpfe leistet. Doch gibt es Traurigeres als subventionierte Widerborstigkeit? Die Verhältnisse zum Tanzen bringen wollen – abgepolstert wie ein Beamter: Wie beknackt ist das denn?

Aber gut, vielleicht setzen die Piraten ihr Grundeinkommen durch. Ich könnte das ertragen – Leute, die weniger verdienen, eher nicht. Denen würde der Chef sagen: „Ihr Gehalt kürzen wir sofort um 500 Euro. Die kriegen Sie ja jetzt vom Staat!“ Aus der Utopie würde so ein Instrument zur Lohndrückerei und Anhebung der Konzernprofite.

Das aber ist nun wirklich nicht links. Und erst recht nicht cool.



Stein des Anstoßes: *stern* Nr. 28/2012 „Vertreibung aus Utopia“



Schlecker-Filialen zu Kitas!



So legt Europa die Banken an die Kette

Welche Geschäfte machen Sie da eigentlich? Das wäre mal eine gute Frage für den Anfang. Am Ende aber kann nur eine konsequente europäische BANKENAUF SICHT die Schuldenkrise eindämmen. Ein Plädoyer für mehr Mut in der Politik





Von **ANDREAS HOFFMANN** (Text)
und **JAN FEINDT** (Illustrationen)

Das hier ist eine Gebrauchsanweisung zum Geldsparen. Für den Staat, die Steuerzahler, für uns alle. Wenn Angela Merkel und die anderen Regierungschefs es richtig anpacken, könnten nicht nur die Schuldenberge sinken. So könnte Europa sogar gerechter werden.

Das ist gar nicht so schwer, wie es klingt. Die Kanzlerin und ihre Kollegen in der EU müssten Banken, Versicherern und allen, die Geld auf wundersame Weise vermehren wollen, auf die Finger hauen. Also das ernst nehmen, was sie vor zwei Wochen in Brüssel beschlossen haben, eine europäische Bankenaufsicht einführen und die Geldhäuser kontrollieren. Staatliche Aufseher müssten tief in die Geschäftsbücher blicken und den Deutsche-Bank-Chef Anshu Jain mal fragen: „Welche Geschäfte machen Sie da eigentlich?“ Mit dem Gebaren der Geldbranche fing schließlich der Schlamassel an, in dem die Eurostaaten heute stecken.

Staaten und Banken sind eng verwoben. Der eine braucht den anderen – und umgekehrt. Ohne die Banken liefe die Wirtschaft nicht und fänden Staatsanleihen keine Käufer. Ohne den Staat könnten die Banken nicht ihre Geschäfte betreiben. Und doch machen die Herren des Geldes gern, was sie wollen, wie die jüngste Affäre um die britische Barclays-Bank zeigt. Zusammen mit anderen Instituten manipulierte die Bank jahrelang den internationalen Zinssatz Libor und schröpfte die Kunden möglicherweise um Milliarden. Inzwischen wird sogar gegen die Deutsche Bank ermittelt.

Aus der Abhängigkeit von Staaten und Banken kann schlimmstenfalls eine Situation entstehen, in der sich beide gegenseitig die

Gurgel zudrücken. Das geschieht derzeit in Spanien und Griechenland. Dort sind die Kreditinstitute pleite und brauchen Geld. Doch weil sie es von Privatanlegern nicht bekommen, pumpen sie den Staat an. Der aber ist auch klamm. Verschuldet er sich weiter, werten die Ratingagenturen ihn ab. Das wiederum schadet den Banken. Sie halten viele Staatsanleihen, die dann weniger wert sind. Und so brauchen sie noch mehr Geld.

Zu welchen Problemen dieser Kreislauf führt, zeigen drei Zahlen: 69,2, 66,4 und 87,4. Das sind Prozentzahlen. Sie beschreiben, wie viele Kredite die Euroländer aufgenommen haben, bezogen auf das Bruttoinlandsprodukt. Im Jahr 2000, als der Euro noch nicht über den Ladentisch ging, lag die Quote bei 69,2 Prozent. Bis 2007 sank die Schuldenquote in diesen Ländern auf 66,4 Prozent. Anschließend kletterte sie infolge der Finanzkrise bis Ende vergangenen Jahres auf 87,4 Prozent.

Das ist kein Zufall. Das hat Methode. Staatsschulden und Banken sind verwachsen wie siamesische Zwillinge. Das belegen die US-Ökonomen Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff in ihrem Buch „Diesmal ist alles anders“. Sie haben die Finanzkrisen aus acht Jahrhunderten untersucht und sagen: „Das wahre Verhängnis von Bankenkrisen besteht in einer höheren öffentlichen Verschuldung.“ Im Schnitt wächst der Schuldenberg drei Jahre nach einer schweren Bankenpleite um 86 Prozent. Euroland steht demnach gut da, bislang stiegen die öffentlichen Kredite nur um 37 Prozent auf 8,2 Billionen Euro.

Es ist immer das gleiche Muster. Die Staaten stützen die Geldhäuser, um sie vor der Pleite zu bewahren. Und verschulden sich. Meist folgt eine Rezession. Die Unternehmen kriseln, entlassen Leute, dem Staat fehlen die Einnahmen. Und die Regierung ver-

schuldet sich weiter. Schulden führen zu neuen Schulden. Die Krise nährt die Krise.

Jörg Asmussen, der im Direktorium der Europäischen Zentralbank (EZB) sitzt, hält sich oft in den USA auf. Er sagt: „Wenn in Kalifornien eine Bank strauchelt, gefährdet das die Vereinigten Staaten nicht, weil das Institut aufgefangen oder geordnet abgewickelt wird. Geraten spanische Banken in Not, hat die ganze Eurozone ein Problem.“ Er will dies über ein ähnliches „Instrumentarium auf europäischer Ebene“ verhindern. Noch einfacher sagt es der grüne Europa-Abgeordnete Sven Giegold, der seit Jahren für europaweite Bankenregeln kämpft: „Wir müssen die Bande zwischen Staaten und Banken lockern, sonst endet die Krise nie.“

Wie eng Staat und Banken auch hierzulande verwoben sind, lässt sich an einem grauen Bürohaus in der Münchner Prinzregentenstraße zeigen. Am Eingang prangt ein Schild, „FMS Wertmanagement“. Die wenigsten Deutschen werden wissen, was sich in dem Haus verbirgt. Dabei zahlen sie dafür. Die Firma hat den deutschen Schuldenberg um zuletzt 191 Milliarden Euro erhöht.

Die FMS verwaltet die Überreste der Hypo Real Estate (HRE). Das war jener Immobilienfinanzierer, den der Staat vor der Pleite rettete. Andernfalls hätte sich ein Finanz-Tsunami zusammengebraut, der die Bilanzen von Geldhäusern, Versicherern sowie vielen Städten und Gemeinden verwüstet hätte. Aus ähnlichen Gründen sprang der Staat bei anderen Instituten ein: bei IKB, WestLB, HSH Nordbank, LBBW, BayernLB oder der Commerzbank. Die HRE ist mit 191 Milliarden Euro Schulden das eindrucksvollste Beispiel.

Und das auch aus einem anderen Grund: Sie zeigt das Versagen. Hätten die Europäer die Banken stärker gemeinsam kontrolliert, wäre die heutige Last leichter. Die Prüfer der Bundes- →

”

Das wahre Verhängnis von Bankenkrisen besteht in einer höheren öffentlichen Verschuldung“

Kenneth Rogoff, US-Ökonom

Fesseln für Finanzgeschäfte: Nur die wenigsten Banker sind kriminell – aber ihr Tun ist oft trotzdem hochgefährlich



Was muss eine europäische Bankenaufsicht können?

Auskünfte einfordern

Sie muss tief in die Geschäftsbücher der Banken blicken dürfen, Analysen erstellen, ob sich einzelne Geschäfte tragen oder nicht.

Banken zerschlagen

Institute dürfen nicht mehr so groß werden, dass sie um jeden Preis mit Steuergeldern gerettet werden müssen. Ansonsten nimmt die Volkswirtschaft Schaden. Deshalb darf die Aufsicht Geschäftsfelder schließen oder ausgliedern.

In Insolvenz schicken

Ist eine Bank nicht mehr überlebensfähig, muss sie die Aufsicht kontrolliert pleitegehen lassen können.

Kapitalauflagen machen

Je riskanter einzelne Geschäfte sind, desto mehr Eigenkapital muss eine Bank als Sicherheit dafür vorhalten.

Geschäfte verbieten

So haben etwa riskante Zertifikate, die im Pleitefall der Bank den Totalverlust für Anleger bedeuten, im Privatkundengeschäft nichts zu suchen. Das zeigte 2008 der Fall Lehman Brothers.

Meldepflichten vorschreiben

Wer beispielsweise mit hochriskanten Kreditausfallversicherungen handelt, muss deren Umfang regelmäßig der Aufsicht mitteilen.

Fusionen und Kooperationen verhindern

Banken dürfen durch Zusammenschlüsse nicht so groß werden, dass sie das Finanzsystem bedrohen.

Gesetzliche Regeln vorgeben

Bislang legen die Institute die Bedingungen für ihre Kunden selbst fest.

Steueroasen austrocknen

In allen EU-Ländern sollten die gleichen Regelungen zur Besteuerung von Kapitalanlagen gelten. Steueroasen wie Luxemburg, Zypern und die Kanalinseln müssen sich anpassen.

Manager auf Befähigung überprüfen

Ein Bankmanager muss aufgrund seines Werdegangs nachweisen können, dass er für den Job geeignet ist.

Vorstände aus dem Job entfernen

Nicht allein der Aufsichtsrat entscheidet über die Ablösung, im Schuldfrage darf die Aufsicht direkt einschreiten.

Managern die weitere Tätigkeit verbieten

Wer bei einer Bank fliegt, heuert bei einer anderen an. Die Briten zeigen

den besseren Weg – dort gibt es Berufsverbote für Versager.

Gehälter von Managern beschränken

Die Höhe des Einkommens muss sich am Erfolg der Bank messen. Boni gibt es erst, wenn sich die Geschäfte langfristig für die Bank auszahlen.

Risikoprofile für Märkte anlegen

Wie eine Ratingagentur nimmt die Aufsicht regelmäßig die Geschäftsfelder, auf denen sich Banken engagieren, unter die Lupe. So kann sie bei der Kontrolle der Institute schnell sehen, wer sich auf dünnem Eis bewegt.

Wie muss sie dafür aufgestellt sein?

Unabhängig, aber kontrolliert

Sie muss unabhängig von den nationalen Regierungen arbeiten, damit die Politiker sie nicht beeinflussen können. Aber ihre Beschlüsse müssen demokratisch kontrolliert werden, vielleicht durch das EU-Parlament.

Nahe an der Zentralbank

Sie sollte bei der Europäischen Zentralbank (EZB) in Frankfurt angesiedelt sein, weil die über Europas Banken gut informiert ist. Aber sie

muss unabhängig von der EZB sein, weil die sonst zu mächtig würde und die unabhängige Geldpolitik leiden könnte.

Personell gut ausgestattet

Die Mitarbeiter müssen bestens ausgebildet sein, sodass sie ebenbürtig mit den Bankmanagern verhandeln. Daher müssten sie auch gut verdienen – auch wenn dies öffentlich schwer zu vermitteln ist.

Europaweites Handeln

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser – die nationalen Aufseher haben in der Vergangenheit oft versagt. Zudem endet das Geschäft der Banken nicht an Landesgrenzen, sondern springt auf andere Staaten über.

Zuständig ab einer bestimmten Größe und Bedeutung

Die Kontrolle jeder kleinen Sparkasse ist unsinnig, das übernehmen wie bisher die nationalen Aufseher – in Deutschland die Bafin. Im Fokus stehen Großinstitute, die schwere Krisen auslösen können. In Europa gibt es 15 solcher systemrelevanter Banken.

Arbeitet mit den nationalen Aufsichten zusammen

Das Tagesgeschäft überwacht weiterhin die jeweilige Aufsicht vor Ort, die auch die Risiken prüft. Die EU-Aufsicht bewertet die Ergebnisse in einer Gesamtanalyse.

anstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (Bafin) besuchten bereits im Jahr 2008 in Dublin eine Tochter der HRE, die Depfa. Was sie dort vorfanden, gefiel ihnen nicht. Aber sie konnten nichts tun. Abmahnungen, Vorstände entlassen, den Laden schließen – das durften nur die irischen Behörden. Warum aber sollten die das tun? Die irische Regierung hatte Firmen wie die Depfa eigens angelockt: mit niedrigen Steuersätzen und lascher Aufsicht.

Nun leiden beide Länder. Die Deutschen, weil sie für die Reste der HRE geradestehen und für den Euro-Rettungsschirm bürgen müssen. Die Iren, weil sie unter eben jenen Rettungsschirm flüchten mussten. Ihr Zockerparadies war nicht mehr bezahlbar.

Weitere Beispiele, wo gemeinsame Regeln für Banken geholfen hätten? Nehmen wir mal an, die spanischen Sparkassenangestellten hätten nicht fast jedem, der bei ihnen ein Konto eröffnete, einen Immobilienkredit aufgeschwatzt. Angenommen, sie wären so zurückhaltend gewesen wie ihre deutschen Kollegen („Ein eigenes Haus? Wie viel haben Sie denn gespart?“). An der spanischen Mittelmeerküste stünden weniger Betonklötze, Millionen Spanier kämpften nicht

gegen den Bankrott, Ministerpräsident Mariano Rajoy müsste nicht für seine Banken betteln.

Was wäre gewesen, wenn deutsche Politiker etwas verboten hätten, was ihre Kollegen in anderen Ländern längst untersagt haben? Etwa dass Banken den Kleinsparern komplizierte Wertpapiere namens Zertifikat andrehen. Viele Anleger hätten nicht mit Lehman-Papieren ihr Vermögen verloren. Gemeinsame Aufsicht, gemeinsame Abwicklung maroder Banken, gemeinsame Sicherung der Konten – all das könne helfen, glaubt der Ökonom Clemens Fuest, der im wissenschaftlichen Beirat des Bundesfinanzministeriums sitzt: „Eine Bankenunion könnte der Eurozone eine glaubwürdige Perspektive bieten.“

Derzeit erlebt die Idee einer Bankenunion aber starken Gegenwind. Als „Angriff auf deutsche Sparer“ („FAZ“) wird sie empfunden. Deutsche sollen nun mit ihren Konten für griechische oder spanische Anleger einspringen. Ein weiteres Opfer für Europa droht. Aber waren unsere Konten wirklich so gut geschützt, wie die Bankenlobby behauptet? Warum haben dann Kanzlerin Angela Merkel und Finanzminister Peer Steinbrück 2008 auf dem Höhepunkt der Krise nach dem Zusammenbruch von Lehman Brothers eine Garantie für alle Konten abgegeben?

Die Einlagensicherung der Privatbanken brauchte damals 6,7 Milliarden Euro Stütze vom Staat, um alle Ansprüche zu bedienen. Und was wäre von deutschen Sparguthaben übrig geblieben, hätte der Staat nicht die HRE, diverse Landesbanken und die Commerzbank gestützt? „Eine europäische Einlagensicherung bedeutet nicht, dass die Versicherungsleistung nur in eine Richtung fließt. Vielleicht brauchen auch die Deutschen mal Hilfe“, sagt Jörg Asmussen.

Für eine gemeinsame Bankenaufsicht gibt es viele gute Gründe. Die europäischen Regierungschefs wollten sie längst eingeführt haben, sie versprochen sie nach der Finanzkrise 2008. Europaweite Kontrolleure sollten die Branche das Fürchten lehren. Aber am Ende dachte jeder Staat wieder nur an sich.

Die Deutschen etwa an ihre Landesbanken, mit denen Ministerpräsidenten seltsame Projekte fördern, was sie dann Politik nennen. Und an die Deutsche Bank, die weltweit deutsche Geschäfte finanzieren soll. Die Spanier mögen ihr „Cajas“, die Franzosen ihre BNP Paribas, die Briten ihre Londoner City. Da drückten die Aufseher manchmal ein Auge zu, um die heimische Branche nicht zu gefährden. Oder um der Politik teure Bankenhilfen zu ersparen.

COMMERZBANK 

Weil Sie auch von einem kostenlosen Girokonto Top-Leistungen erwarten.

Als Premium-Partner des DFB verbindet uns mit unserer Nationalmannschaft vor allem eines. Top-Leistungen. Denn mit dem kostenlosen Girokonto sparen Sie nicht nur Kontoführungsgebühren, sondern profitieren ab sofort zusätzlich von 50 Euro Startguthaben und einer kostenlosen Kreditkarte.

Vereinbaren Sie jetzt unter **069 98 66 09 01** einen Termin in Ihrer Filiale. Weitere Informationen unter www.girokonto.commerzbank.de

* Wenn noch kein Zahlungsverkehrskonto bei der Commerzbank besteht, bei privater Nutzung und ab 1.200 € monatl. Geldeingang. Gutschrift 50 € Startguthaben 3 Monate nach Kontoeröffnung. Kreditkarte im 1. Jahr kostenlos, danach Jahresgebühr 29,90 € p.a., Bonität vorausgesetzt



Gemeinsam mehr erreichen



Kostenloses Girokonto mit 50 € Startguthaben + kostenloser Kreditkarte*

Kompetenzen nach Brüssel abgeben? Bloß nicht. Der eigene Finanzstandort war wichtiger.

Als die EU-Experten die Pläne für eine europäische Bankenaufsicht austüftelten, sollten vier neue schlagkräftige Behörden an einem Ort, eventuell in Frankfurt, angesiedelt werden: eine, die Versicherer und Pensionskassen überwacht, eine, die Wertpapiere und Börsen beaufsichtigt, eine, die Banken kontrolliert, und eine, die Systemrisiken analysiert. Doch das empfanden Briten, Franzosen und andere als Degradierung. Also wurde geteilt. In Deutschland werden nun Risiken analysiert sowie Versicherer und Pensionskassen beobachtet. Paris darf Wertpapiere prüfen und London die Banken unter die Lupe nehmen.

Nur schafft das die Europäische Bankenaufsichtsbehörde EBA in der britischen Hauptstadt kaum. Weder kann sie einzelne Bankvorstände abberufen noch Geschäftsteile schließen. Das dürfen nur die nationalen Behörden. Auf deren Hilfe ist die EBA angewiesen, auch weil sie nur knapp 60 Leute beschäftigt. Doch die nationalen Behörden sperren sich. Als die Experten der EBA vergangenes Jahr die spanischen Banken untersuchten, mussten sie dreimal bei den Kollegen anklopfen, bevor es Daten gab, berichtet der grüne Abgeordnete Sven Giegold: „Und dann haben sie offenbar Ramsch geliefert.“ Den Kapitalbedarf spanischer Banken schätzte die EBA damals auf wenige Milliarden Euro. Inzwischen geht es um bis zu 100 Milliarden Euro.

Die europaweite Bankenaufsicht, so wie sie geplant war, klappt nicht. Das finden alle Experten. Die Kontrolleure brauchten mehr Macht, sagt Hans-Peter Burghof von der Universität Hohenheim. „Die neue Aufsicht muss sehr stark sein und einen breiten Rücken haben.“ Sie müsste Verflechtungen erkennen und notfalls Vorstände entlassen, sagt Michael Hüther vom arbeitgebernahen Institut der deutschen Wirtschaft: „Die Aufseher brauchen alle Instrumente,

bis zur Zerschlagung einer Bank, sonst macht das Ganze keinen Sinn.“

Auch wenn die Richtung klar ist, viele Details sind offen: Welche Geldhäuser sollen die EU-Kontrolleure untersuchen? Wo sollen die Aufseher angesiedelt sein? Bei der EZB oder bei der EBA? Wird Zentralbank-Chef Mario Draghi nicht zu mächtig, wenn er die Banken mit Geld versorgt und auch noch kontrollieren soll? Und wer kontrolliert eigentlich die Kontrolleure? Über all diesen Fragen brüten die Experten von der EU-Kommission und der EZB. Genaue Antworten fehlen noch. Deswegen wird die europaweite Bankenaufsicht Zeit brauchen. Angela Merkel rechnet mit „mindestens zwei Jahren“, wie sie jüngst bei einem Besuch der FDP-Fraktion sagte.

Vielleicht braucht Europa einen Bankenkommissar, so wie es einen Wettbewerbskommissar hat. Brüssel glänzt mit beeindruckenden Persönlichkeiten. Mario Monti, Karel Van Miert, Neelie Kroes. Sie alle legten sich an. Sie stritten mit Regierungen, kamen Kartellen auf die Spur oder stoppten Konzerne, wie etwa die Fusion von Honeywell und General Electric oder den Zusammenschluss der Frankfurter Börse mit der Wall Street. Den amerikanischen Chiphersteller Intel verdonnerten sie zu 1,06 Milliarden Euro Strafe. Intel hatte die Verbraucher getäuscht.

Warum sollte sich ein Brüsseler Bankenkommissar nicht mit der Deutschen Bank, der italienischen Unicredit oder der Londoner City anlegen? Die WestLB haben die Brüsseler Wettbewerbshüter ja bereits stillgelegt. So weit will Jörg Asmussen nicht gehen: „Eine Bankenunion kann ein Element sein, die unvollständige Währungsunion zu vollenden. Mit Kleinstaaterei kommen wir nicht weiter.“

Anders gesagt: Mit mehr Europa kann man auch die Banken an die Kette legen. Man muss es nur wollen. ✱

Mit Recherchen von
Frank Donovitz und
Joachim Reuter

GESTATTEN, RAINER WENDT. EINER VON 6.457 GEFLÜGEL- HALTERN IN DEUTSCHLAND.



Achten Sie auf die deutsche Herkunft!

D
Schlupf

D
Aufzucht

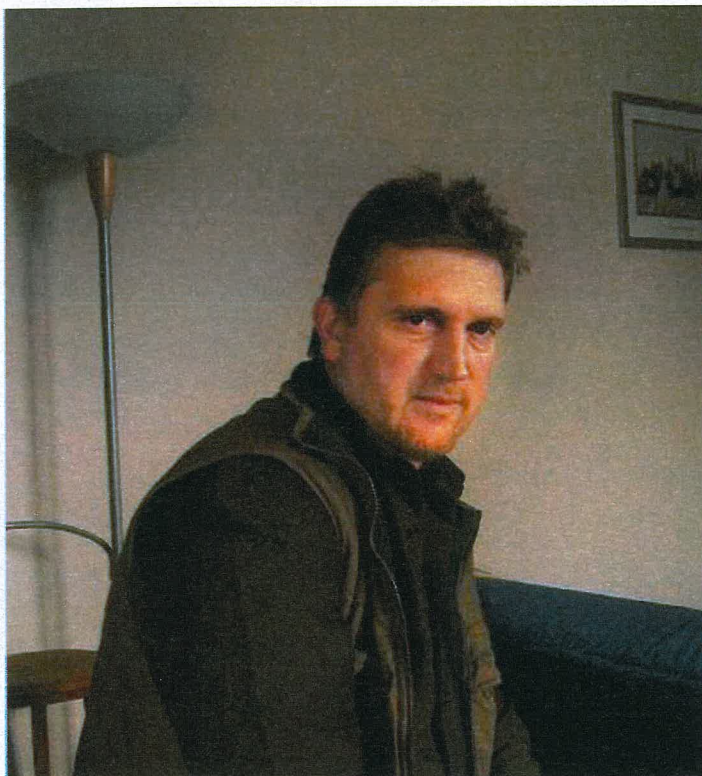
D
Verarbeitung

Die Nutztierhaltung ist ein sensibles Thema. Uns, den deutschen Geflügelhaltern, liegt es am Herzen, dass jeder Verbraucher genau weiß, wie Geflügel aufgezogen wird. Für uns ist der verantwortungsvolle Umgang mit Hähnchen und Puten oberstes Gebot. Jeder der rund 6.500 deutschen Geflügelhalter kümmert sich Tag für Tag sorgsam um die Aufzucht des eigenen Geflügels und achtet dabei konsequent auf Tier-, Umwelt- und Verbraucherschutz. Unsere hoch qualifizierte Ausbildung, die strengen deutschen Gesetze und Eigeninitiativen zur Qualitätssicherung garantieren zudem die Einhaltung höchster Standards. Mehr Information und Dialogmöglichkeiten bieten wir Ihnen unter: www.deutsches-gefluegel.de



Wo Verantwortung
Qualität erzeugt.

**Wir, die Geflügelwirtschaft
für Deutschland.**



Bernard K., 53: Der Franzose war vor einigen Jahren aus dem Elsass nach Karlsruhe gezogen und hatte keinen Kontakt zu seinen alten Freunden



Großeinsatz im Kanalweg 115 – doch die Polizei kommt zu spät. In der Dachwohnung stößt sie auf die Toten

Höllisches Ende

Bernard K. hat in Karlsruhe vier Menschen und sich selbst HINGERICHTET.
Er war offenbar spielsüchtig und seit Langem jeder sozialen Kontrolle entglitten

Von FRAUKE HUNFELD

Ab und zu haben sie den Mörder immerhin im Flur gesehen. Er war freundlich und ruhig. Frau W. aus dem zweiten Stock hat ihm mal gesagt, er solle im Treppenhaus nicht rauchen. Herr M. will nichts erzählen. Herr P. hat nur mal „Hallo“ gesagt. Am Mittwoch vergangener Woche erschoss der 53-jährige Franzose Bernard K. im Dachgeschoss des Kanalwegs 115 in Karlsruhe Nord vier Menschen und sich selbst. Die Wohnung, in der er seit über zehn Jahren gelebt hatte und die seiner Lebensgefährtin Karin W. gehörte,

war auf Betreiben der Eigentümergemeinschaft zwangsversteigert worden. Sie war mit den Nebenkosten, etwa 200 Euro im Monat, in Verzug. 5000 Euro waren aufgelaufen. Die Nachbarn wollten ihr Geld.

Karin W. wurde in letzter Zeit so gut wie nie gesehen. Nicht im Haus, nicht am Briefkasten und nicht auf dem Weg zur Straßenbahn. Ob sie dünn oder dick war, blond oder brünett, kaum einer der Nachbarn erinnert sich. Zu den Eigentümerversammlungen kam sie schon lange nicht mehr, zu den anstehenden Fragen äußerte sie sich nicht, auf Klingeln öffnete sie nicht die Tür. Sie

machte keine Einwände gegen die Abrechnungen geltend. Sie erklärte sich nicht. Niemand weiß, ob sie nicht zahlen konnte oder nicht zahlen wollte. Niemand kann sicher sagen, ob sie die Briefe, in denen sie aufgefordert wurde zu zahlen, überhaupt zu Gesicht bekommen hat. Sie erschien nicht bei der Versteigerung ihrer eigenen Wohnung. Und sie rührte auch das Geld nicht an, das danach beim Amtsgericht für sie bereit lag. Ob sie im Moment ihres Todes überhaupt wusste, dass die Wohnung, in der sie lebte, nicht mehr ihr gehörte? Hatte sie sich geweigert, dem Mann das Geld zu geben? Weil sie schon jahrelang

die Geisel ihres Partners war? Ein Rädchen in seinem Getriebe, ihm ausgeliefert – wie er seiner Sucht?

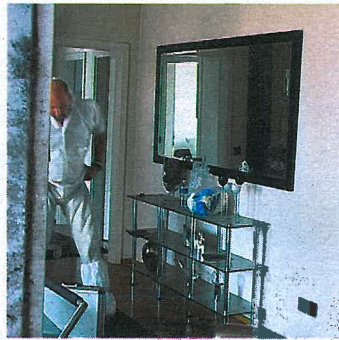
Vielleicht glaubte Bernard, der eiskalte Mörder, noch vor wenigen Monaten an Erlösung durch Glück. Stunden über Stunden verbrachte er vor den blinkenden Spielautomaten im Nord-Treff jenseits der Straßenbahnschienen. Stunden, in denen das Leben nur zwei Antworten hat: ja oder nein. Alles oder nichts. Vielleicht hörte er das Klackern der Münzen, vielleicht dachte er: einmal ja, und alles wäre gut. Oder für immer nein. Dann kam er nicht mehr. Die Automaten hatten offenbar nicht nur sein Geld ge- →

fressen, sondern peu à peu auch alles andere: seine sozialen Kontakte, seine Pläne, seinen Glauben an die Zukunft.

„Ich war Bernds bester Kumpel“, sagt Adnan C., der Wirt des Nord-Treffs. „Vielleicht sein einziger.“ Aber Bernard K. kam nicht Adnans wegen. Immer freitags und samstags warf er sein Geld in die Spielautomaten, bis nichts mehr da war. Oft hat er an allen drei Automaten gleichzeitig gespielt. „An einem Abend hat er mal 1000 Euro verspielt, an einem anderen 1700“, erzählt der Wirt. Manchmal hat er seinem Gast sogar Geld geliehen, damit der weiterspielen konnte. Bernard hat immer zurückgezahlt, außer beim letzten Mal. „Er schuldet mir noch 300 Euro.“

Gearbeitet habe K. in einer Spielothek in Baden-Baden. Offenbar schwarz und von Montag bis Freitag. „Adi, ich bin spielsüchtig“, hat K. den Wirt einmal angeraunt. Das war das einzige Mal, dass der seinen Gast laut erlebt hat. Sein Bier habe K. wortlos mit Handzeichen bestellt. „Wenn andere Gäste da waren, hat er geschwiegen. Erst wenn die Kneipe leer war, hat er erzählt.“ Davon, dass einst die Jagd sein Hobby war und jetzt das Spielen. Davon, dass er in Frankreich zwei Häuser verockt hat. Davon, dass er ein Haus seiner Exfrau und den beiden Kindern überschrieben hat, um es nicht auch zu verlieren. Und davon, dass er sich mit einem Kopfschuss töten würde, wenn es keinen Ausweg mehr gebe. „Ich habe das nicht ernst genommen.“ Über die Zukunft wollte K. nie sprechen. „Er war sicher, dass er es nie schaffen wird, mit dem Spielen aufzuhören. Er wollte keine Kontakte, weil jeder ihm die Spielerei vorgeworfen hat. Das konnte er nicht ertragen.“

Auch im „City Play Spielcenter“ am „Entenfang“ kennt man K. gut. Zigarettensqualm liegt in der Luft, im Dämmerlicht sitzen Männer wie leere Hüllen schweigend vor den Automaten. „Er hat hier oft gespielt“, sagt eine der



Die Wohnung, in der K. mit seiner Lebensgefährtin lebte, war gepflegt – niemand weiß, was sich hier zusammenbraute

Angestellten. Wenn im City Play um Mitternacht Feierabend war, soll K. manchmal noch in die Rheinstraße gegangen sein. Der Club „Rheingold“ schließt erst morgens um fünf Uhr.

Wann genau aus dem geselligen, charmannten, friedlichen Franzosen ein Einzelgänger wurde, mit wenigen sozialen Kontakten und zum Schluss voller Gewaltfantasien, ist unklar. Die Nachbarn in der Rue Gfell in Soufflenheim, genannt „die Gasse“, in der jeder jeden kennt, bringen auch nach Tagen das Bild von „ihrem“ Bernard nicht mit dem des vierfachen Mörders überein. Bernard K. stammt aus dem Elsass, verbrachte in Soufflenheim den größten Teil seines Lebens. Von 1982 bis 2002 hat er in der Rue Gfell gelebt und dann noch drei Jahre sporadisch, bis er sein Haus verkaufte und aus ihrem Leben verschwand. „Der muss austickt sinn“, sagt Eric Sch., 52, Kollege, Nachbar und Freund. Bernard war vor 28 Jahren sein Trauzeuge. „Der Bernhard war a bodenständiger, hilfsbereiter Mensch, ganz normal“, sagt Sch. immer wieder.

„Normal“ sein in der Gasse bedeutet zum Beispiel, dass man im Winter am Haus rumbastelt und im Sommer angeln geht. Normal sein in der Gasse bedeutet auch, dass man sich gegenseitig unangemeldet besucht und regelmäßig „feschzelt“ – ein Gassenfest feiert mit Grillfleisch, Wein, Bier, Kuchen. Bernard selbst setzte Maßstäbe: Zu seinem 40. mietete er Tische und Bänke, 100 Meter die Straße runter, und ließ Wildschwein grillen. Die ganze Gasse und Verwandte waren eingeladen, auch die von Bernards damaliger Freundin, einer Kripobeamtin aus Rastatt.

Vor ungefähr zehn Jahren aber brach der Kontakt allmählich ab. Bernard K. hatte über einen Pflegejob bei einem Rollstuhlfahrer dessen Schwester Karin W. kennengelernt. Ihr Vater, ein Ingenieur aus Baden-Baden, soll K. für seine Dienste bezahlt haben.

Der Franzose zog nun ganz nach Karlsruhe und ließ sich nur

noch selten in der Gasse blicken. Einmal traf er Silvie, die Frau von Eric Sch., im Supermarkt. Sie fragte ihn nach seiner neuen Adresse, doch er wich aus.

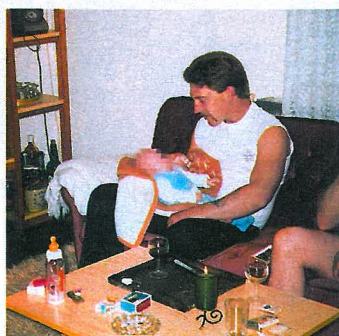
Über sein Leben in Karlsruhe, wie er seine Tage verbracht und sein Einkommen bestritten hat, wissen die alten Freunde fast nichts. Dass er gewaltige Probleme gehabt haben muss, ist offensichtlich. Aber um Hilfe gebeten hat er sie nie.

Aus dem neuen Leben ist nichts geworden. Den letzten Akt des alten plante Bernard K. offenbar akribisch. In der Wohnung hortete er ein Waffenarsenal, das ausgereicht hätte, seine ganze Umgebung auszulöschen: fünf Gewehre und Pistolen, dazu massig Munition. Im Keller, der die drei Wohnhäuser über einen langen Flur verbindet, lagerten in einem Waffenschrank weitere Gewehre und Munition.

Um acht Uhr kommt der Gerichtsvollzieher. Der lässt die Wohnung von einem Schlüsseldienst öffnen. Ein Sozialarbeiter soll wenn nötig vermitteln. Der neue Besitzer will die ersteigerte Wohnung erstmals sehen. Unten warten schon die Möbelpacker. Bernard K. bittet alle herein.

Er schießt dem Gerichtsvollzieher in die Beine. Er raucht, er trinkt, während seine Geiseln sich gegenseitig fesseln und ihm zuhören müssen. Als der Schlosser versucht, ihm die Waffe zu entreißen, schießt er sofort. Der Familienvater stirbt zu seinen Füßen. Keiner darf einen Notarzt rufen. Bernard K. posiert mit einem Maschinengewehr und einer Pistole, in der Weste steckt eine Handgranate. Der Sozialarbeiter darf irgendwann gehen, als Einziger. K. tötet den Gerichtsvollzieher, den neuen Eigentümer und seine Lebensgefährtin Karin W. Zum Schluss erschießt er sich selbst. Mit einem Kopfschuss. Game over.

Mit Recherchen von: Mathias Becker, Ingrid Eißele, Kerstin Herrnkind, Mathias Rittgerott, Tilman Wörtz, Eric Vazzoler



Früher soll er bodenständig, „ganz normal“ gewesen sein: Bernard K. als junger Mann mit dem Kind eines Freundes

Immer besser werden

Mehr Leistung, mehr Souveränität, mehr Erfolg:
Über 40 000 Berater und Trainer optimieren inzwischen
die Deutschen. Was bringt COACHING wirklich?
Schauspieler, Sportler, Politiker und Manager erzählen

Persönlichkeit entwickeln

Hannah Herzsprung, 30, Schauspielerin

„Vom Typ her bin ich eher zurückhaltend. Frank hilft mir, diesen bedingungslosen Willen aufzubauen, den es braucht, um eine Rolle zu erfassen.“

Frank Betzelt, 50, Schauspiel-Coach

„Die Einzigartigkeit einer Person zu entdecken, sie zu bestärken, sie weiterzuentwickeln und zu fördern, das ist meine Aufgabe.“





Hannah Herz-
sprung bereitet
sich mit ihrem
Coach in dessen
Beratungsraum auf
ein Casting vor

Von **SILKE GRONWALD** (Text)
und **STEFFEN ROTH** (Fotos)

Unter Stress gerät er aus dem Takt. Bodo Ramelow, Fraktionschef der Linken im Thüringer Landtag, ist ein guter Tänzer – eigentlich. In der Tanzschule klappt auch alles ganz prima mit den Schritten. Ob Tango, Walzer oder Cha-Cha-Cha, der Politiker ist immer im perfekten Einklang mit der Musik. Aber auf dem jährlichen Landespresseball geht dann auf einmal gar nichts mehr. Da stolpert ein Bein über das andere, und je mehr sich Ramelow zwingt, auf den Rhythmus der Musik zu achten, desto schlimmer wird es. Zur Entschuldigung flüstert der 56-Jährige der zugeteilten Tanzpartnerin leise ins Ohr: „Ich kann gar nicht tanzen.“ Eine glatte Lüge. „Aber so überlebe ich die nächsten drei Tänze, ohne schamrot zu werden oder mich von der Tanzfläche zu wünschen.“

Es ist immer das gleiche Muster, und nicht nur bei Stress auf der Tanzfläche. Auch bei Angriffen auf seine Person oder hart geführten Auseinandersetzungen in der eigenen Partei, immer wieder merkt der Politiker, wie er unter Druck versteinert, wie er Herz und Gefühl blockiert. „Wenn Sie da nicht jemanden haben, der Ihnen dabei hilft, Blockaden aufzubrechen, hadern Sie damit bis zum Ende Ihrer Tage“, sagt Ramelow.

Der Politiker hat jemanden: Michael Menzel, seinen Coach. Der Berater half dem Politiker durch geschicktes Fragen, gezieltes Nachbohren und intensives Zuhören, den fatalen Mechanismus zu erkennen, der hinter seinem Verhalten steckte.

Bodo Ramelow wurde nach und nach bewusst, dass sein Reaktionsmuster ein Relikt aus der Kindheit ist. „Ich hab immer Dre-

sche bekommen, weil die Lehrer meiner Mutter einredeten, der Junge ist stinkend faul.“ Tatsächlich hatten die nicht begriffen, dass Ramelow Legasthener war und keinen geraden Satz schreiben konnte. In den Klassenarbeiten hagelte es Sechsen. Jeder Gang zur Tafel wurde zur Tortur. Für den kleinen Bodo gab es nur einen Weg, um nicht vor der Klasse loszuheulen: Er schaltete alle Emotionen ab. „Bis zu meinem 14. Geburtstag hatte ich diese Strategie perfektioniert.“ Wie in eine Lochkarte stanzte sich in sein Hirn ein: Angst = Stress = innere Eiszeit.

Gemeinsam mit seinem Coach entwickelte Ramelow Techniken, mit denen er heute in kritischen Situationen gegensteuern kann. Eine Stütze ist etwa, wenn ihm sein Büroleiter als Signal leicht die Hand auf die Schulter legt. Dann weiß Ramelow, dass er gerade versteinert. Heute sagt er: „Durch Coaching hab ich gelernt, mich nicht mehr für meine Schwächen, wie etwa Legasthenie, zu schämen. Wenn andere lachen, verletzt es mich nicht mehr.“

Coaching – das ist eine moderne Form der praktischen Lebenshilfe. Ob in Sinnkrisen, bei neuen Herausforderungen im Job, in Karrierefragen oder bei der Suche nach der richtigen Balance zwischen Beruf und Familie – immer mehr Deutsche wenden sich in schwierigen Lebenslagen an einen professionellen Berater und Begleiter. Viele suchen aus eigenem Antrieb den Rat, noch mehr werden von ihrem Arbeitgeber geschickt.

Im Idealfall ist der Coach vertraulicher Gesprächspartner und ehrlicher Feedback-Geber für nahezu alle Facetten des beruflichen und privaten Alltags. Er zeigt Handlungsoptionen auf, hilft, sich weiterzuentwickeln, und hält einem auch den Spie- ➔

Blockaden brechen

Bodo Ramelow, 56, Linke-Fraktionschef, Thüringen
„Jeder hat seine Päckchen zu tragen. Wenn Sie da nicht jemanden finden, mit dem Sie sich austauschen können, hadern Sie mit manchem bis ans Ende Ihrer Tage.“

Michael Menzel, 48, Rechtsanwalt und Coach
„Politiker sind wie Laborratten. Sie stehen unter ständiger Beobachtung. Das hält niemand auf Dauer aus, wenn er alles mit sich alleine rumschleppt.“







Stress besiegen

Lothar Linz, 46, Mental-Coach für Spitzensportler

„Wer in Stresssituationen blockiert, kann noch so hart trainieren, er wird es nie ganz nach oben schaffen. Das gilt im Spitzensport genauso wie im Job.“

Benjamin Kleibrink, 26, Olympiasieger im Fechten

„Prüfungsangst kenne ich nicht. Weder im Wettkampf noch im Studium. Ich habe gelernt, Nervosität in Spannung umzuwandeln.“

gel vor. Die meisten Persönlichkeitstrainer nutzen Techniken aus der Psychologie. Sie arbeiten mit Selbstmanagementstrategien, Vorstellungstraining, Gesprächs- und Verhaltensverfahren, seltener auch mit Bewegungsspielen und Ansätzen aus der Theaterpädagogik. Im Unterschied zu Therapeuten wenden sie die Methoden nicht bei psychisch Erkrankten an, sondern bei Gesunden.

So soll es zumindest sein. In der Praxis lassen sich die Grenzen allerdings nicht immer klar ziehen. Mancher, der eigentlich zum Therapeuten gehört, versucht zunächst, mit einem Coach seine Probleme in den Griff zu bekommen. Und erst wenn dieser ihm klarmacht, dass er ihm nicht weiterhelfen kann, wechselt er zum Psychologen oder Psychiater.

Mehr als 40 000 Konfliktberater, Motivationstrainer und Karriereplaner schrauben, feilen und polieren mittlerweile an den Deutschen herum. Die Zahl der Coaches wächst mit zweistelligen Jahresraten. Insgesamt schätzt man den Umsatz der Branche auf 300 Millionen Euro.

Seit vielen Jahren im Geschäft ist Jessica Wahl, Leiterin des Instituts für Personal Performance in Berlin. Zu ihr kommen Architekten, Vertriebsleiter, Investmentbanker genauso wie Studenten, Sekretärinnen oder Lehrer. In einem Vorgespräch analysiert Jessica Wahl zunächst das jeweilige Anliegen.

Beim Regisseur Mike Maria etwa war es der Wunsch nach einem überzeugenderen Auftre-

ten gegenüber Geschäftspartnern. Der in Deutschland noch unbekannte Filmemacher war erst vor wenigen Wochen aus den USA nach Berlin übergesiedelt. Ein eher introvertierter Typ, der mit seiner schweigsamen Art auf andere fast autistisch wirkte. Und nicht, wie er dachte, interessant mit einem Schuss ins Mysteriöse. „Ich wollte endlich so wahrgenommen werden, wie ich will und wie es gut ist für den geschäftlichen Erfolg“, sagt Mike Maria. Jessica Wahl sieht es so: „Ich will niemanden verbiegen oder gegen sein Naturell verändern. Ich möchte den Leuten helfen, sich selbst ähnlicher zu werden. Manchmal stehen sich Menschen im Weg, ohne es zu merken.“

Sie benutzt eine einfache Methode. Jessica Wahl filmt ihre

Klienten in Aktion. „Viele erschrecken, wenn sie sich auf der Videoleinwand sehen“, sagt sie. So gnadenlos, wie sie sonst andere bewerten, urteilen sie plötzlich über sich selbst. Überheblich, unsicher, arrogant – jede unliebsame Geste, jede falsche Mimik wird sofort registriert und analysiert. Jessica Wahl muss anschließend gar nicht mehr viel sagen. „Oft ist die Reaktion: Oh Gott, das geht ja gar nicht. Und die meisten Menschen haben den Anspruch an sich selbst so hochgeschraubt, dass sie radikal gegen alles vorgehen, was sie als Fehler an sich empfinden, statt ihre Stärken zu erkennen.“

In einer Welt, in der die Perfektion zum Ideal erhoben wurde und der Durchschnitt zum Schimpfwort, explodiert der Bedarf an Ich-Optimierung. Die Nachfrage wächst im gleichen Tempo, in dem der Druck auf den Einzelnen steigt. Jährliche Mitarbeitergespräche entscheiden in vielen Unternehmen über Gehalt und Karriere. Permanent müssen Berufstätige ihre Exzellenz nachweisen. Noch effizienter werden, noch kommunikativer, noch konfliktfähiger, noch kreativer – die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Einfach nur gutes Mittelmaß abzuliefern, das wird in modernen Büros nicht gern gesehen.

Nachdem Maschinen und Produktionsabläufe optimiert wurden, sind jetzt die Menschen dran. Jemand ist „coachable“, heißt es im Neusprech der Personaler. Es bedeutet, er ist bereit und fähig, an sich zu arbeiten, sich im Sinne höherer Leistungsfähigkeit formen zu lassen. Die Unternehmen haben den Vorteil des Instruments für sich erkannt. Rund 80 Prozent aller Coachings werden heute von Arbeitgebern finanziert.

Beim Walldorfer Softwarekonzern SAP wird seit zwei Jahren flächendeckend gecoacht – von der Sekretärin bis hin zum Vorstand. Die Telekom verschenkt großzügig Coaching-Gutscheine an ihre Leute. Und bei der Initiative „Generation CEO“ (Chief Executive Officer), die es sich zum Ziel gesetzt hat, weibliche Führungskräfte in absolute Toppositionen zu brin-

gen, gibt es für jede Teilnehmerin ein Budget von 25000 Euro – allein fürs Coaching. Das Projekt wurde vom Headhunter Heiner Thorborg ins Leben gerufen und wird von Unternehmen wie Boss, Bertelsmann und Siemens gesponsert. Seit 2007 werden jährlich 20 neue Managerinnen in den exklusiven Zirkel aufgenommen.

Eine der Auserwählten ist Ina Schlie, Leiterin der Steuerabteilung des Softwarekonzerns SAP. Drei- bis viermal im Jahr trifft sich Schlie mit Karin Bojen-Rau, ihrer persönlichen Karriereberaterin. Als Erstes organisieren sich die beiden einen Latte Macchiato, dann ziehen sie sich in ein ruhiges Konferenzzimmer zurück und diskutieren detailliert die nächsten beruflichen Schritte der Managerin. Dazu spielen Schlie und Bojen-Rau gedanklich auch mal typische Schlüsselsituationen durch. Wo möchte ich in drei bis fünf Jahren stehen? Was ist mein langfristiges Berufsziel? Die Beraterin kann die Situation mit Abstand analysieren. Sie kann von vergleichbaren Fällen erzählen und die Vor- und Nachteile einzelner Entscheidungen aufzeigen. Gemeinsam diskutieren die beiden dann die Handlungsalternativen. „Entscheiden muss Ina Schlie letztlich allein. Ich öffne nur den Blick für weitere Möglichkeiten.“ Ein Erfolg dieser Strategie: Schlie wird in Kürze in den Aufsichtsrat des IT-Unternehmens QSC gewählt.

Im Coaching kommen aber auch Themen wie das unterschiedliche Führungsverhalten von Männern und Frauen auf den Tisch. „Früher habe ich diese Fragen immer ignoriert“, sagt Schlie, „ich dachte, ich als erfolgreiche Managerin brauche das nicht.“ Aber es ist hilfreich, die Taktiken von Männern und Frauen zu durchschauen. Bojen-Rau beobachtet es oft: „Frauen sind leider immer noch zu zurückhaltend, verkaufen sich unter Wert.“ Es falle ihnen schwer, klare Ansagen zu machen. Das ist bei Ina Schlie anders. Wenn die Managerin nach zwei Stunden das Zimmer wieder verlässt, kann

sie exakt formulieren, was sie will: „Ich möchte am Puls sein. In Vorstandsnähe. Ich möchte gestalten, mitspielen. Das Wort Macht ist so negativ besetzt, aber große Zahlen machen mir Spaß. Ich bin eine Extremarbeiterin.“

So klar hat die 45-Jährige ihre Ansprüche früher nicht angemeldet. Nach der Geburt ihres ersten Kindes schmiss sie einfach hin. Und merkte erst, als sie allein zu Hause saß, wie langweilig das war. Ihr Sohn war unkompliziert, die Freundinnen arbeiteten, und die junge Mutter hatte schnell alle Mittagstische der Stadt durchprobiert. Sie rief ihren alten Chef an und hatte Glück. Er hatte noch keine passende Nachfolgerin gefunden. Hätte sie damals schon jemanden gehabt, mit dem sie ihre beruflichen Leidenschaften, ihre

Karriere hätte besprechen können, wahrscheinlich wäre sie nicht so voreilig ausgestiegen, sagt sie im Rückblick.

Bestärkung, Ermutigung, Weiterentwicklung ist eine Funktion des Coachings. Innere Orientierung, Selbstreflektion die andere. Gerade wer viel Verantwortung trägt in seinem Job, dem tut es gut, auch mal Abstand zu sich selbst zu gewinnen. Was habe ich getan? Was war gut, was schlecht? Ein erfahrener Sparringspartner kann dabei helfen.

Der Psychologe Dieter Lange hat sich auf das Coaching von Führungskräften spezialisiert. Zu ihm kommen Topleute wie Schokoladenmanager Uwe Sommer (Lindt & Sprüngli) oder der Vorstandsvorsitzende von Pro Sieben Sat 1, Thomas Ebeling. Menschen, die ganz

oben angekommen sind und trotzdem wissen, nur durch ein ehrliches Feedback kann man weiter wachsen.

Lange empfängt seine Kundschaft zu Hause in Bendestorf am Rand der Lüneburger Heide. Außen herrscht Zen-Garten-Atmosphäre, innen Feng-Shui-Ordnung. Auf dem Boden liegen weiche Teppiche, am Fenster steht eine riesige weiße Ledercouch, und von der Terrasse blickt ein Reh mit großen braunen Augen den Besucher an. Es ist aus Stoff. In dieser Idylle stellt Lange aber auch schon mal unbequeme Fragen, zerzt schmerzhaft Wahrheiten ans Licht. Coaching bei ihm ist hartes Training. Er fordert Leistungsträger wie Spitzensportler. Auf seiner Couch konfrontiert er einen Boss auch schon mal mit →



Auftritt verbessern

Jessica Wahl, 37, Business-Coach

„Es geht darum, sich selbst ähnlicher zu werden. Was braucht es, damit andere meine Stärken erkennen, ohne dass ich viel Wirbel machen muss?“

Mike Maria, 38, Regisseur

„Ich wollte wissen: Wie präsentiere ich mich, um Erfolg zu haben? Wie muss ich auftreten, damit ich so wahrgenommen werde, wie ich das will?“



Klartext hören

Thomas Ebeling, 53, Pro-Sieben-Sat-1-Chef

„Unsere Treffen sind keine Plauderstündchen. Es kommen auch unangenehme Wahrheiten zur Sprache. Man darf nicht nur im Kuschemodus bleiben.“

Dieter Lange, 60, Psychologe und Coach

„Ein guter Berater muss den Mut haben, sich unbeliebt zu machen. Wer Angst hat, dann nicht wieder gebucht zu werden, darf gar nicht erst antreten.“

der Frage: „Könnte es sein, dass du ein Teil des Problems in deiner Firma bist?“ Lange gibt Hilfe zur Selbsthilfe. Mal mit Härte, mal mit Humor. Nur eins gibt es bei ihm nicht, sagt er: „Honig um den Bart, Selbstbestätigung für Narzissten, wohlfeiles Geplänkel.“

Für Pro-7-Chef Ebeling ist diese Art der Auseinandersetzung „hygienisch“. Er sieht es als Reinigungskur für die Seele, wenn Lange ihm den Kopf wäscht und er sich beispielsweise anhören muss, „dass ich manchmal meinen Leuten nicht richtig zuhöre und zu wenig auf sie eingehe“. Schon seit Jahren profitiert er von den Treffen mit seinem Coach Dieter Lange und fügt hinzu: „Denn wer aufhört, sich weiterzuentwickeln, ist schon auf dem Weg in die Rente.“

Ob in der Wirtschaft, im Sport, in der Politik oder der Kultur – immer mehr Prominente stehen öffentlich zu ihrem Coach. Es gilt nicht mehr als Eingeständnis der Schwäche, sondern als Zeichen der Stärke, dass man an sich arbeitet. Sigmar Gabriel etwa erzählte in einem *stern*-Interview, wie er mithilfe eines Coachs lernte, mit Niederlagen umzugehen und den Beruf nicht mehr über die Familie zu stellen. Die Moderatorin Nina Ruge blieb dank externer Hilfe souverän, auch wenn der Aufnahmeleiter blökte: „Du redest ja wie eine Schlaftablette.“

Die Schauspielerin Hannah Herzprung bedankt sich sogar bei der Verleihung von Bambi, dem Grimme-Preis oder dem Bayerischen Filmpreis bei ihrem Coach Frank Betzelt. Seit Jahren

fährt sie zu ihm nach Berlin. Jedes Mal, wenn sie sich auf ein Casting vorbereitet, bucht sie eine Doppelstunde und steigt die Stufen des 70er-Jahre-Baus bis in den vierten Stock hinauf. Sie betritt einen großen, leeren Raum. Ein paar Stühle, ein Tisch, mehr brauchen die beiden für ihre Arbeit nicht. Der Rest spielt sich allein im Kopf ab. „Frank hilft mir, in Worte zu fassen und zu strukturieren, was ich nur fühle“, erzählt sie. Gemeinsam ergründen sie die Psyche eines Charakters, loten die Einzigartigkeit einer Rolle aus. Sie besprechen aber auch praktische Dinge, beispielsweise: Wie schaffe ich es, mich zu konzentrieren, trotz Lärm und Hektik am Set? Wie blende ich Ärger aus, oder wie bringe ich mich in die richtige

Stimmung für eine bestimmte Szene? Herzprung sagt: „Ich war 17, als wir uns das erste Mal getroffen haben, heute bin ich 30. Es ist echter Luxus, jemanden zu haben, der einen so gut kennt.“

Frank Betzelt ist für die Schauspielerin ein enger Begleiter. Jemand, den sie anrufen kann, wenn es am Dreh mal so richtig kracht, der immer für sie da ist, ihr Stabilität gibt. Jemand, der bei einem Streit am Set Handlungsstrategien und Alternativen aufzeigen kann. Wenn sie erst einmal miteinander telefoniert haben, „ist das Thema für mich meist erledigt“, sagt Herzprung.

Der Coach als Vertrauter. Für den Bielefelder Soziologieprofessor Stefan Kühl ist diese Entwicklung „eine Antwort auf die zunehmenden Individualisierungstendenzen in unserer Gesellschaft“. Wo Kirchen und Parteien ihre Leitfunktion einbüßen, wo langjährige Freundschaften schwieriger werden, die Familien an Bedeutung verlieren, entsteht ein Sehnen nach Orientierung.

Was kann ich, was will ich, und wer bin ich eigentlich? Dinge, die man früher vielleicht mit den Eltern oder engen Freunden besprochen hat. Doch heute sind die Probleme oft so komplex, dass die Lieben damit heillos überfordert wären. Manch einer scheut auch davor zurück, sein ohnehin schon angestregtes Umfeld auch noch mit seinen Sorgen zu belasten, und geht lieber zum Coach.

Natürlich ruft die Sehnsucht nach seelischem Beistand auch Scharlatane auf den Plan. Zweifelhafte Geschäftemacher, die das schnelle Geld wittern und sich den schmucken Titel Coach ganz einfach auf ihre Visitenkarte drucken lassen. Denn der Begriff ist keine geschützte Berufsbezeichnung. Entsprechend groß ist der Wildwuchs am Rand des Berufsstandes. Mittlerweile wird jede Form der Unterstützung zum Coaching erklärt. Ein „Container-Begriff“ – alle stopfen rein, was ihnen gerade passt, und am Ende weiß keiner mehr, was drin ist. →



Karriere planen

Karin Bojen-Rau, 56, Führungskräftetrainerin

Ina Schlie, 45, Managerin bei SAP

„Gecoacht zu werden ist kein Makel mehr, sondern eine Auszeichnung. Früher ging man eher zum Gruppenseminar, heute zum Einzel-Coaching – das ist effizienter.“

„Ich brauche eine objektive Beraterin, die mir die richtigen Fragen stellt. Die intensiven Vieraugengespräche in geschützter Atmosphäre stärken.“

Es gibt welche, die malen ums Passbild ihrer Kunden hübsche Kreise und nennen das Ganze klangvoll Mandala-Coaching. Andere veranstalten Workshops mit Wölfen und bringen Führungskräften das richtige Heulen bei. Manche bieten „Dreamguidance“ (Traumlenkung) an, andere nennen sich Astro-Coach. Der Einfallsreichtum scheint grenzenlos.

Sabine Münster* aus Hannover landete auf der Suche nach einer neuen beruflichen Perspektive bei einem Quacksalber der ganz besonderen Art. Er befahl der jungen Frau, eine Woche lang zu schweigen, in den Wald zu gehen und alle Bäume zu umarmen. Erdungsritual nannte es der Coach. Irrsinn nennt das Christopher Rauen, Vorsitzender des Deutschen Bundes-

* Name von der Redaktion geändert

verbandes Coaching. Rauen sucht die Schuld aber keineswegs nur bei den Trainern. Auch bei Kunden macht er mitunter ein stark ausgeprägtes „Bedürfnis nach Unfug“ aus. Nicht jeder Mensch ist tatsächlich daran interessiert, sich mit den eigenen Schwächen auseinanderzusetzen und ernsthaft über die eigenen Handlungsmuster nachzudenken. Manche suchen geradezu nach Alibi-Veranstaltungen. Sie freuen sich über die gute Unterhaltung in angenehmer Umgebung, eine nette Abwechslung vom Büroalltag und fahren anschließend zufrieden wieder nach Hause. Auch wenn sie mit der Weiterentwicklung ihrer Persönlichkeit keinen Schritt weitergekommen sind.

Die Coaching-Verbände bemühen sich um einheitliche Qua-

litätsstandards. Bisher haben sich die konkurrierenden Vereinigungen aber lediglich auf einen minimalen Anforderungskatalog verständigen können. Als allgemein anerkannte Mindestvoraussetzung für einen seriösen Berater gilt eine sechsmonatige Ausbildung mit mindestens 150 Anwesenheitsstunden. Immer noch viel zu wenig, findet der Bundesverband Deutscher Psychologen. Seine Präsidentin Sabine Siegl sagt: „Allein ein Psychologiestudium bietet die Voraussetzung für das Beherrschen des Fachwissens.“ Von einer durchgehenden Professionalisierung ist die Branche noch weit entfernt. Erste Ansätze lassen sich allenfalls im Spitzensport beobachten. Dort, wo es auf Tausendstelsekunden und Hundertstelmmillimeter an-

kommt, haben Berater keine Chance, die nur auf schöne Worte oder spirituelle Glaubenssätze setzen. Sportler wollen messbare Ergebnisse sehen. So manche Coaching-Praxis gleicht mittlerweile einem medizinischen Labor. In Echtzeit werden die Hirnstromkurven der Athleten am Bildschirm abgelesen. Der Coach überprüft unmittelbar den Erfolg seiner Methoden. Funktioniert die Entspannungstechnik? Ist die richtige Hirnregion im Ruhezustand? Hat sich die Fehlerquote unter Stress verbessert? Kann die Konzentration länger gehalten werden?

L othar Linz, Mentaltrainer für Goldmedaillengewinner wie für Manager, sagt: „Früher musste man den Effekt eines Coaching-Prozesses nach dem subjektiven Empfinden des Einzelnen beurteilen, heute können wir das am Computer machen.“

Einer seiner Schüler ist Benjamin Kleibrink. Der Olympiasieger im Florettfechten war zehn, als er mit seinem Sport angefangen hat. „Da war ich noch viel verbissener. Das hat mich das eine oder andere Mal den Sieg gekostet.“ Heute kann der 26-Jährige seine Anspannung selbst regulieren, seine Erregungskurve exakt steuern. „In jeder Prüfungssituation – nicht nur im Sport. Ich kann locker bleiben. Wenn es schiefgeht, liegt es nie am Stress, sondern daran, dass ich mich schlecht vorbereitet habe.“

Dennoch: Coaching ist keine Wunderwaffe. Und der Coach kein Zauberkünstler. Veränderungen sind schwer – und der Mensch ist träge. Oder, wie es Dieter Lange sagt: „Sie können aus einem Ackergaul kein Rennpferd machen.“ Und fügt tröstend hinzu: „Aber einen brillanten Ackergaul.“

Video:

Drei wichtige Coaching-Tipps



Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen

Der richtige Weg zum guten Coaching

Was sind die Ziele?

Grundsätzlich erfüllt Coaching zwei Funktionen. Zum einen geht es um Leistungsoptimierung. Zum anderen um Selbstfindung, das Reflektieren der eigenen beruflichen und persönlichen Situation. Wer bin ich, was kann ich, was will ich? Coaching soll Ziele klären, Handlungsoptionen aufzeigen und individuelle Lösungen finden.

Für wen ist es sinnvoll?

Für jeden, der sich persönlich weiterentwickeln möchte, der vor einer schwierigen Entscheidung im Beruf steht oder neue Herausforderungen meistern muss. Typische Situationen, in denen Coaching hilfreich sein kann, sind ein anstehender Jobwechsel oder eine verzwickte Lage im Berufsleben, aus der man aus eigener Kraft nicht mehr herausfindet. Hilfe von einem

Außenstehenden kann auch sinnvoll sein bei zu viel Stress, Versagensängsten oder mentalen Blockaden. Die meisten Menschen werden von ihrem Arbeitgeber für ein Coaching ausgewählt. Viele gehen aber auch aus eigenem Antrieb zum Coach. Beispielsweise, wenn die Karriere in der Sackgasse steckt oder eine andere Lebensperspektive gesucht wird.

Welche Ausbildung sollte der Coach haben?

Erkundigen Sie sich nach den Vorkenntnissen Ihres Coachs. Welche Berufs- und Lebenserfahrung hat er, welche Referenzen? Ist er Mitglied in einem Berufsverband? Der Deutsche Bundesverband Coaching (DBVC) etwa betreibt eine Online-Datenbank mit den Profilen von überprüften Coachs,

die sich der Ablehnung zweifelhafter Praktiken verpflichtet haben.

Was gehört ins Vorgespräch?

In einem kostenlosen Erstkontakt können beide Seiten testen, ob sie zueinanderpassen, sowie Inhalt, Dauer und Kosten des Coachings festlegen. Lassen Sie sich einen beispielhaften Prozess schildern, um zu prüfen, ob Ihnen die Arbeitsweise des Beraters gefällt. Wichtig: Vereinbaren Sie ein Ziel, das Sie erreichen möchten.

Welche Methoden werden genutzt?

Seriöse Coachs sind oft spezialisiert und können eine anerkannte Weiterbildung für ihren Bereich vorweisen. Ein guter Berater legt seine Vorgehensweise von Anfang an offen. Üblicherweise bedienen sich Coaches Methoden aus der Psychotherapie, wie etwa Gesprächs- oder Verhaltenstechniken,

Rollenspiele, Vorstellungsbildungen, mentales Training. Aber Achtung: Coaching ist keine Therapie. Ein guter Coach muss deutlich sagen, wo seine Arbeit endet und Therapie nötig wird. Etwa bei Depressionen, Traumatisierungen, Burnout oder Alkoholproblemen.

Wie teuer wird es?

Die Preise schwanken stark. Berater für Privatpersonen verlangen Honorare ab 80 Euro die Stunde aufwärts. Berater in Konzernen bekommen etwa 200 Euro, Top-Coaches auch schon mal mehr als 1000 Euro für einen einzelnen Termin. Gruppen-Coachings sind günstiger. Hier ist bereits ein Wochenende für 300 Euro zu haben.

Wie lange dauert es?

Als Richtschnur werden für ein erfolgreiches Coaching etwa acht bis zehn Sitzungen genannt.

Ich will's spontan.

mach's! aber mach's mit.

Mit Wissen & Kondom schützt Du Dich vor HIV und verringerst das Risiko einer Ansteckung mit anderen sexuell übertragbaren Infektionen (STI).

GIB AIDS KEINE CHANCE

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

PKV
Verband der Privaten Krankenversicherung

Infos unter **www.machsmits.de**
Telefonberatung unter 0221 - 89 20 31



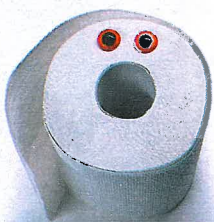
Eine Aktion der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), mit Unterstützung des Verbandes der Privaten Krankenversicherung e.V., gefördert durch die Bundesrepublik Deutschland.

STI Sexuell übertragbare Infektionen
Informier Dich!

Tetsche auf Leinwand oder Poster: www.stern.de/galerie



Für Strandläufer! Tetsches dickes Buch: »Hoffentlich ist es nichts Ernstes«, Lappan Verlag, 208 farbige Seiten, 19,95 € www.tetsche.de



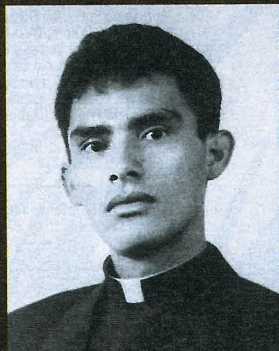
Rebus: Diese Abbildungen ergeben zusammen einen neuen Begriff. Auflösung aus *stern* 28: Verräterschwein

Todsünde

Es war für sie ein unlösbarer Konflikt. Sie liebten sich, und sie liebten ihren Gott. In Ehrfurcht vor ihm und in Furcht vor der Kirche wählten die beiden PRIESTER einen Freitod der besonderen Art – Annäherung an ein bizarres Verbrechen in Kolumbien



Richard Armando Píffano,
Pfarrer, Iglesia San Juan
de la Cruz



Rafael Reátiga Rojas,
Pfarrer, Catedral Jesucristo
Nuestra Paz







Der Herr ist
allgegenwärtig –
Schulkinder
überqueren eine
Straße in Soacha

Von **ERWIN KOCH** (Text)
und **LUCA ZANETTI** (Fotos)

Zwei Männer starben Hand in Hand, Reátiga und Piffano, es war dunkel am Rand der Stadt Bogotá, nur das Licht des Autos brannte, in dem sie saßen, die Rechte des einen zitternd in der Linken des andern.

Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir.

Der Motor lief, Rafael Reátiga Rojas und Richard Armando Piffano, 35 und 36 Jahre alt, getröstet vom Rosenkranz und einem Medaillon der Wundertätigen Jungfrau, beteten stumm, rechts ein paar Häuser aus Stein und Blech, links ein Kanal, gefüllt mit Plastik und Kot.

Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.

Zwei Kugeln schlugen in Reátigas Kopf, neun Millimeter, drei in Piffanos, 7,65 Millimeter, wahrscheinlich um 19.30 Uhr, Carrera 94B AvCalle 43SUR.

Dann heulte ein Motorrad auf, zwei Schatten, und verschwand in der Nacht des 26. Januar 2011.

Bereits 74 Priester, 8 Ordensleute und 3 Seminaristen seien seit 1984 in Kolumbien ermordet worden, gab der Sekretär der Bischofskonferenz am nächsten Morgen seiner Bestürzung Ausdruck. Schnell setzte der Staat für Hinweise, die zur Festnahme der Täter führten, eine Summe von 50 Millionen Pesos aus, ein Vermögen, 21000 Euro. Und vor der Kathedrale der Diözese Soacha, Jesucristo Nuestra Paz, standen Dutzende von Gläubigen, weinend, stumm, Reátigas Bild vor der Brust: Wir verurteilen das Verbrechen an unserem Pfarrer.

So sehr liebten sie ihn?

Daniel Caro Borda, Bischof von Soacha, Bougainvilleen vor vergitterten Fenstern, nickt aus tiefem Sessel.

Wer war Pfarrer Reátiga?

„Von mir“, knurrt der Bischof, „erfährt keiner ein Wort.“

Monseñor, Sie wissen, was von Ihrem Priester behauptet wird?



Die beiden Priester mit ihrem Bischof Monseñor Daniel Caro Borda

Er weitet den steifen weißen Kragen mit kleinen Fingern, zupft an der Kette, daran ein großes silbernes Kreuz, und schweigt.

Rafael Reátiga Rojas, am Abend des 26. Januar 2011 hinter dem Lenkrad seines kleinen schwarzen Chevrolet Aveo, Kennzeichen CDX505, tot aufgefunden, ohne Geld, ohne Handy, Rufnummer 3105660979, war das jüngste von acht Kindern, geboren in San Andrés, Departement Santander, eine Tagesreise nordöstlich von Bogotá. Als er zwei Jahre alt war, erstach ein Cousin im Streit den Vater, Reátiga, Ohren wie Flossen, war nun der Liebling seiner Mutter, die ihn nicht aus den Augen ließ, täglich das Grab ihres Mannes heimsuchte, mit dem Kleinen betete, mit ihm fastete. Eines Tages zogen Missionare durch die Gegend und lobten die Güte Gottes, Reátiga, zehnjährig, beschloss, so zu werden wie sie.

„Er war normal, fromm und gut“, sagt jetzt der Bischof und deutet zum Bild des Herrn, das über dem Tisch hängt, „in seinem Acker arbeitete er hart.“

Monseñor, stimmt, was die Staatsanwaltschaft sagt?

Der Bischof schiebt die Lippen hoch.

19-jährig verließ Reátiga die Mutter und zog nach Bogotá, Hauptstadt der Republik Kolumbien, wurde Schüler des Priesterseminars Santo Cura de Ars, hohe Mauern, im Hof Beton. Dort war jemand, ein gutes Jahr älter, in der gleichen Klasse, Richard Armando Piffano, auch er aus dem tiefen Norden, schüchtern und dick, das jüngste von fünf Kindern, die Mutter Näherin, der Vater Tagelöhner, manchmal knieten Reátiga und Piffano vor der Statue der Muttergottes, vor dem gläsernen Schrein des Gekreuzigten, beteten sich ins Feuer, gemeinsam studierten sie Theologie an der Universidad de San Buenaventura, gemeinsam feierten sie den Tag ihrer Priesterweihe, 1. Juli 2000, 18 Uhr, Santafé de Bogotá, Reátiga und Piffano weinten in langen weißen Gewändern und legten sich vor dem Bischof auf den Boden, empfingen seinen Segen, seine Hände auf dem Scheitel.

„Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein“, haucht der Bischof.

Es stimmt also?

„Ich sage nichts. Das habe ich versprochen.“

Wem haben Sie das versprochen?

„Mir!“, sagt der Bischof der Diözese Soacha, Elendsviertel im Süden der Stadt, eine Million Gläubige, ein Fünftel arbeitslos, und schaut zum Bild des Herrn, ein wunderbares Gemälde sei das, sagt Monseñor Daniel Caro Borda, leider behaftet mit einem Makel, Jesu Hände, genau betrachtet, seien etwas arg feminin.

Gemeinsam verlobten sich Rafael Reátiga Rojas und Richard Armando Piffano dem Fach der Bioethik, 2001 bis 2003, Päpstliche Universität Xaveriana zu Bogotá. Sapientia aedificavit sibi Domum, Salomons Urteil als Wahlspruch: Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut.

Manchmal flogen sie in den Norden des Landes und besuchten ihre Familien in Bucaramanga und Cúcuta, Reátiga bei Piffanos, Piffano bei Reátigas.



Píffano übergab seine Habseligkeiten kurz vor seinem Tod an die Schwester

Ende Juni 2006 wurde Rafael Reátiga Rojas, schmal und dunkel, Pfarrer an der Kathedrale Jesucristo Nuestra Paz in Soacha, und kaum im Amt, belud ihn der Bischof der Diözese mit den Aufgaben des Ökonomen, des Finanzverwalters.

Richard Armando Píffano, schüchtern, schwer, einsam, arbeitete in der Nähe, eine halbe Stunde entfernt, Parroquia San Juan de la Cruz, Stadtbezirk Kennedy, Diözese Fontibón, dort war er auch Lehrer an einer Schule, sang und spielte gern mit den Kindern, nahm sich ein Hündchen, ein Kätzchen, Simon und Sayaka, manchmal setzte er eine Perücke auf, wildes grünes graues Haar, und ließ sich fotografieren, manchmal zog er die Armeeuniform seines Schwagers an und machte den strengen General.

Ab und zu, in ihren freien Nächten, querten Reátiga und Píffano die Stadt, ließen das Elend hinter sich, die Schlachthäuser des Südens, die Ziegeleien, Staub und Lärm, Huren, Banden, sie stellten das Auto ab, wo niemand

sie kannte, tranken Whiskey im Babilonia, nur Männer am Tresen, im Theatron oder Ferchos. Reátiga, jenseits von Kreuz und Kragen, hieß hier Germán, der lustige Germán.

Der ganze Reichtum der Kathedrale sei ihm zu danken, lobt der Bischof von Soacha. Pfarrer Reátiga, Gott hab ihn selig, sei so fromm wie charmant gewesen, wohl keiner habe es besser verstanden, die Gläubigen zu einer Spende zu ermuntern, diese Kronleuchter, diese Glasmalerei, der Kreuzweg, vierzehn Stationen, vierzehn!, Jesus wird zum Tode verurteilt, Jesus nimmt das Kreuz auf seine Schultern, Jesus begegnet seiner Mutter, Jesus wird ans Kreuz geschlagen, Jesus stirbt am Kreuz, Jesus wird vom Kreuz genommen und in den Schoß seiner Mutter gelegt, vierzehn Stationen!, nicht nur sieben wie andernorts, sagt der Bischof und reibt sich die kleinen Hände.

„Reátiga und Píffano waren unzertrennlich – wie ein Fingernagel und der Dreck darunter“, platzt Dra. Ana Patricia Larrota

Pacheco, leitende Staatsanwältin, Unidad Nacional contra el Terrorismo, ins enge Zimmer im zweiten Stock ihrer Behörde, Beton, Stacheldraht, Wachtürme, Kameras, Akten auf Tisch und Boden, die Landesfahne, längst verblichen, steht in einer Ecke.

Sie dachten an Raubmord?

„An was sonst in diesem Land?“, sagt Larrota, Tand an Hals und Hand, Lippenstift auf ihrem Gebiss.

Immer wieder behauptete Pfarrer Rafael Reátiga Rojas, Ökonom der Diözese Soacha, samtener Prediger zu jeder Tageszeit, er sei, unterwegs mit Geld der Kirche Gottes, überfallen worden, einmal kurz vor Mitternacht, als die Räuber ihn dazu gezwungen hätten, mit der Bankkarte des Bistums möglichst viel Geld aus dem Automaten zu holen, und dann, kurz nach Mitternacht, gleich noch einmal.

Alles erfunden?

Patricia Larrota, ganz in Gelb, Alter unbekannt, zieht die Schultern hoch, legt ihre Rechte auf einen Stapel Papier, Fall 2011-00234, zehn Ordner zu je 300 Seiten.

„Klar“, sagt sie, „am Anfang denkt man das Übliche, Mord aus Gier, Mord aus Rache, aus Eifersucht, Wahn, was noch?“

Sie spreizt die Finger und klopft sie, einen nach dem andern, auf den Tisch.

Länger als ein Jahr habe dieses Verbrechen sie und ihre Abteilung gefesselt, länger als jeder Fall zuvor.

Weshalb, Señora?

„Weil wir sicher sein wollten, dass das Unvorstellbare tatsächlich geschah.“

Oder weil die Kirche mit im Spiel war?

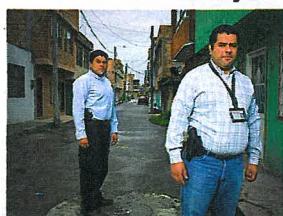
Larrota lacht und nickt.

Ein fast perfektes Verbrechen sei gewesen, was in jener Nacht passierte, verhindert nur dadurch, dass die Täter, einmal im Besitz von Reátigas Handy, einem Sony Xperia S, vom Gerät nicht gelassen und so die Staatsanwaltschaft, bestückt mit feinsten Elektronik, auf die richtige Spur gebracht hätten. →

Staatsanwältin Larrota und ihr Ermittlungsteam



Zwei Kriminalbeamte am Tatort im Bezirk Kennedy



„Hätten die das Handy in den Kanal geworfen, wär's Raubmord geblieben.“

In der Nähe des Seminars, in dem er einst, zusammen mit Piffano, zum Priester gereift war, kaufte Reátiga eine Wohnung, zwei Stockwerke in La Fragueta, und stattete sie mit Laminat aus, dunkle Eiche, mit einem schweren gusseisernen Ofen auf glänzendem Marmor, mit einer Sauna, blaue und weiße Kacheln, getrennt mit silbernen Streifen. Ins Wohnzimmer stellte er Weltliteratur, Homer, Cervantes, Dante, Verne, Goethe, die Gran Enciclopedia Espasa, ins Schlafzimmer einen breiten Flachbildschirm neben ein breites, breites Bett.

Monseñor, wussten Sie davon?

Bischof Daniel Caro Borda legt seine Hand aufs Herz, am Finger steckt ein breiter Ring.

„Von mir erfahren Sie nichts.“

Señora, wussten Sie davon?

Patricia Larrota lächelt.

„Reátigas alte Mutter, in Bucaramanga, nahm sogar einen Kredit auf ihr Haus auf und überließ das Geld ihrem Priestersohn in Bogotá.“

Die Überfälle, von denen Reátiga berichtete, waren demnach erfunden?

Larrota drückt die Schultern hoch, die roten, roten Lippen.

„Wir untersuchten die Tötung, nichts anderes.“

Wann immer er konnte, floh Rafael Reátiga Rojas, Pfarrer im Elendsviertel von Soacha, Finanzverwalter der Diözese, seine zwei staubigen engen Zimmerchen neben der Kathedrale Jesucristo Nuestra Paz und genoss die teure Wohnung. Ein Bild an der Wand, darauf die Eltern in Öl, Mama und Papa, den er nie gekannt hatte, ein Foto im Regal, Reátiga und Piffano, das ewige Paar, Congreso Internacional de Bioetica, Bogotá 8.-12.9.2008.

Sie fuhren das gleiche Auto, liebten dieselbe Heilige, das gleiche Parfüm, Chevrolet Aveo GTi Emotion, Martha von Bethanien, Ferom for men.



An dieser Stelle wollten die Priester sich zuerst das Leben nehmen

Mit Verlaub, haucht jetzt der Bischof, in Europa habe man keine Vorstellung davon, was es bedeute, hier Priester zu sein, in Soacha am Südrand des Molochs Bogotá, wo 54 Priester in 36 Pfarreien mehr als eine Million Gläubige betreuten.

„Sieben Messen am Sonntag!“, weint Monseñor Caro Borda.

„300 Taufen im Jahr!“

„Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“

Im Stadtteil Galicia, an einer Straße ohne Namen, umgeben von Schlamm und Hunden, baute Reátiga eine neue Kirche, weihte sie dem Señor de la Buena Esperanza, dem Herrn der Guten Hoffnung. Neben das Kirchentor ließ er Sandstein setzen, darauf den Trost: Wer auf Erden hilft, einen Tempel zu bauen, der baut sein Haus im Himmelreich.

„Unermüdlich war er“, klagt der Bischof.

„Das hatten wir nicht zu beurteilen“, knurrt die Staatsanwältin in den Besprechungsraum, Edificio F, Beton, Glas und Schminke.

In manchen Nächten zog Reátiga – der lustige Germán – ohne

Piffano los, Babilonia, Ferchos, Theatron.

Irgendwann Syphilis.

Dann HIV.

Schließlich Clinica Shaio, Dezember 2009.

Ja, der Priester sei oft krank gewesen, sagt Bischof Daniel Caro Borda und drückt sich aus dem geblühten Sessel, tritt an seinen Tisch und blättert in einer blauen Mappe, versehen mit dem Namen Rafael Reátiga Rojas, dahinter ein Kreuz.

Immer dünner sei er geworden im Lauf der Jahre, sagt der Bischof, unter Sauerstoffnot habe Pfarrer Reátiga gelitten, vor allem nachts, ein furchtbares Leiden, beladen mit Angst und Panik.

„Am Morgen nach seinem Tod ging ich in Reátigas Zimmer hier nebenan und fand die Sauerstoffmaske, die er im Schlaf jeweils trug.“

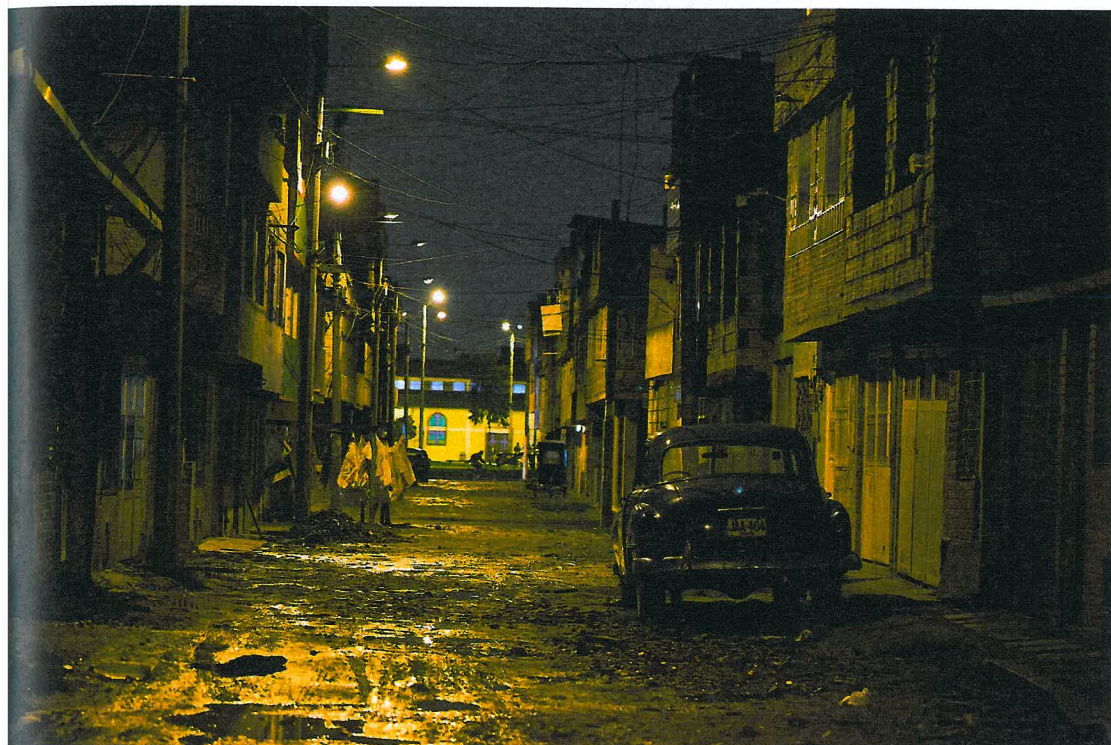
Monseñor, was fanden Sie noch?

„Nichts.“

„Reátiga schluckte Valçote und Melatonin: gegen Aids“, sagt die Staatsanwältin, ihre Hand, die Nägel spitz und rot, auf Fall 2011-

Fabiola Piffano mit einem Foto ihres toten Bruders





Hier trafen sie ihre mutmaßlichen Killer um sieben Uhr abends

00324, Caso Sacerdotes, der Fall der Priester.

Und der andere, dieser Piffano, zischt sie jetzt, der habe an Hepatitis gelitten, möglicherweise, aber das sei nicht erwiesen, hervorgerufen von *Treponema pallidum*, jenem Bakterium, das auch Syphilis mache.

„Sodom und Gomorra am Äquator!“

Dann schüttelt sie das blonde Haar und lacht, dass es hallt in der kleinen Sala de Juntas im zweiten Stock der Staatsanwaltschaft zu Bogotá.

Vielleicht, Señora, hatte Reátiga Piffano angesteckt?

Patricia Larrota, Unidad Nacional contra el Terrorismo, schiebt die Schultern hoch, die Lippen.

An Weihnachten 2010, einen Monat vor seinem Tod, empfing Richard Armando Piffano, zehn Kilo leichter als noch vor einem halben Jahr, seine ältere Schwester und ihre zwei Söhne, ange-reist aus Cúcuta, Norte de Santander. Schick sie zur Armee, sagte Piffano, mach Soldaten aus deinen Kindern, nicht Priester, denn nicht nur Mädchen sind gefähr-

det in dieser Welt, auch Jungs, schick sie zur Armee. Gemeinsam gingen sie hinüber in die Kirche San Juan de la Cruz, Stadtteil Kennedy, lasen die Schrifttafeln, die im Torbogen hängen, Hut ab!, Handy aus!, Kaugummi raus!, und feierten Heiligabend, Pfarrer Richard Armando Piffano am Altar, seltsam bleich. Dann schenkte er den Neffen Uniformabzeichen und Berge von Schokolade, lud sie ins Kino ein, Centro Mayor, 14 Säle unter einem Dach.

Beim Abschied, kurz vor Neujahr, reichte Piffano der Schwester eine kleine Truhe aus dunklem Holz. Nimm das zu dir, das brauch ich nicht mehr. Im Flugzeug öffnete sie das Kästchen, fand darin zwei Rosenkränze, vier schmale lange Löffel, mit denen sein Vater einst Eier aß, Fotos der Familie, ein Foto von Reátiga, ein Stück der eigenen Nabelschnur, dürr und brüchig.

In seiner Bibel, Buch Kohelet, Kapitel 7, unterstrich er die Sätze 16 und 17: Halte dich nicht zu streng an das Gesetz, und sei nicht maßlos im Erwerb von Wissen! Warum solltest du dich selbst

ruinieren? Entferne dich nicht zu weit vom Gesetz, und verharre nicht im Unwissen: Warum solltest du vor der Zeit sterben?

Reátiga und Piffano waren verzweifelt?

„Was sonst?“, sagt die Staatsanwältin.

„Wäre mein Priester verzweifelt gewesen, hätte er mir davon erzählt“, spricht der Bischof sanft.

Am 6. Januar 2011 suchte Rafael Reátiga Rojas, Ohren wie Flossen, Pfarrer an der Kathedrale Jesucristo Nuestra Paz, mehrere Notariate heim und überschrieb, was er besaß, seiner Mutter in Bucaramanga, Santander.

Richard Armando Piffano, Pfarrer von San Juan de la Cruz, Lehrer am gleichnamigen Colegio, Freund jeder Ordnung, listete auf, was ihm persönlich gehörte, vier Seiten lang, Inventario, schrieb er am Computer, Identificación 13.411.913: 1 Foto mit Bischof, 1 Foto von Priesterweihe, 1 päpstlicher Segen, 1 Bett (1,40 m, Holz), 1 Agenda Palm Tungsten

E2, 1 Handy Nokia C3, 1 Handy Nokia E72, 1 Ultra FIT-Abdominator, 1 Messgewand grün mit Stola, 1 Messgewand rot mit Stola, 1 Messgewand weiß mit Stola, 1 Christus, 1 Jungfrau von Guadalupe, 1 Guter Hirte (Holz), 1 große Weihnachtskrippe, 1 kleine Weihnachtskrippe, 7 Erzengel, 1 Heilige Martha, 1 Nähmaschine Singer, 1 Rasierapparat Philips (mit Etui).

Irgendwann am Vormittag des 25. Januar 2011, Dienstag, traf Reátiga einen Mann, der sich Gallero nannte, Hahnenkämpfer, Isidro Castiblanco Forero.

Woher, Señora, kannte er ihn?

Patricia Larrota wirft die Hände in die Luft.

Zu vermuten sei, sagt die Staatsanwältin, dass die beiden sich kurz zuvor kennengelernt hätten, vielleicht auf der Straße, in einem Laden, vielleicht im Beichtstuhl. Zu vermuten sei außerdem, dass der Pfarrer und der Hahnenkämpfer an jenem Dienstag die Nummern ihrer Handys tauschten.

Kurz vor 16 Uhr saßen Reátiga und Piffano im dritten Stock des Centro Mayor, des größten Einkaufszentrums Kolumbiens, des drittgrößten Lateinamerikas, Dutzende von Rolltreppen, glänzende Böden, 14 Kinos unter einem Dach, sie tranken Kaffee im Juan Valdez Café, flüsterten auf Gallero ein, den Hahnenkämpfer.

Reátiga sagte: Wir werden bedroht und brauchen Leute, die wissen, wie man uns schützt.

Gallero, fünf Jahre älter als Reátiga, griff zu seinem Handy und rief jemanden an, den er Gavilán nannte, Sperber, sprach einige Sätze, man bezahlte, stand auf und ging hinüber zur lauten Autopista Sur, einer breiten, dreckigen Straße, die sechsspurig in den Süden des Landes führt, wartete in einer Kneipe, vielleicht im El Chavo. Endlich setzte sich Gavilán zu ihnen, der Sperber, Reátiga und Piffano tranken Coca-Cola, Gallero und Gavilán Bier.

Diese Herren hier werden mit dem Tod bedroht, sagte Gallero.

Wir brauchen Leute, sagte Rafael Reátiga Rojas, die zwei Priester umlegen. →

Priester?, erschrak Gallero.
Zwei Priester!
Was für Priester?
Uns!
Das ist eine Falle, sagte Gallero.
Keine Falle, wir brauchen jemanden, der uns tötet.
Das ist ein mieser Trick!
Wir wollen sterben.
Weshalb?
Wir haben es bereits versucht, in den Bergen von Santander, am Rand der Schlucht von Chicamocha wollten wir vor zehn Tagen in den Abgrund rasen, bei der berühmten Kurve El Pescadero. Wie ein Unfall sollte es aussehen.

Und dann?
Verließ uns der Mut.
Señor, wir sind anständige Leute, wir bringen keine Priester um!

Pfarrer Reátiga sagte: Ihr seid die Gesandten Gottes, diese Arbeit zu tun.

„Ungefähr so“, sagt die Staatsanwältin zwischen ihren Akten, „verließ dieses Gespräch an der Autopista Sur in einer Kneipe, deren Namen wir nicht kennen, egal.“

Wann soll es passieren?, fragte Gallero.

Möglichst bald, sagte Reátiga oder Piffano.

Was bezahlt ihr?
Was wollt ihr?
25 Millionen.
So viel haben wir nicht.

Wir riskieren Gefängnis, sagte Gavilán, der Sperber.

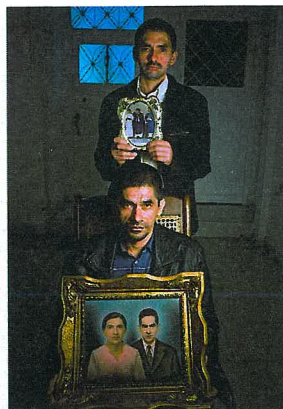
Wir sind Priester, nicht reich.
Was bezahlt ihr?
Zehn Millionen.
Fünfzehn!

Einverstanden, sagte Reátiga.
Davon zwei Millionen jetzt und sofort, verlangte Gallero.

Reátiga und Piffano schoben zwei Millionen Pesos über den Tisch, 900 Euro, Reátiga und Gavilán tauschten die Nummern, 31 05 66 09 79 gegen 31 02 98 65 85.

Also wann?
Morgen!

Um 18 Uhr, wie jeden Tag, war Gottesdienst, Pfarrer Rafael Reátiga Rojas stand am Altar der Kathedrale von Soacha, Jesucristo Nuestra Paz, neben sich die Statue des Auferstandenen, halb nackt,



Zwei Brüder von Reátiga mit einem Bild ihrer Eltern

eine weiße Fahne in der Hand, Pfarrer Richard Armando Piffano las die Messe in der Kirche San Juan de la Cruz, Stadtteil Kennedy. Als er damit fertig war, sprach er laut: Liebe Brüder und Schwestern, betet füreinander. Und betet für mich, der ich ein armer Sünder bin, fleht um Beistand für mich bei Martha von Bethanien, der Heiligen des Unmöglichen.

Und Reátiga, eine halbe Stunde entfernt, sagte einem Sänger des bischöflichen Kirchenchors: Sollte mir je etwas zustoßen, dann bitte singt zum Abschied die schönsten Lieder, Amigos de verdad, Wahre Freunde, und Más allá del sol, jenseits der Sonne hab ich ein Heim, so gehe ich durch die Welt voller Prüfungen und Pein, más allá del sol.

Wie verbrachten die Priester ihre letzte Nacht?

„Keine Ahnung“, sagt die Staatsanwältin.

Der Bischof, die Hand nun auf dem Magen, schüttelt den Kopf.

Am Vormittag des 26. Januar 2011, Mittwoch, zog Reátiga zweieinhalb Millionen Pesos aus einem Geldautomaten, Piffano hob am Schalter der Banco Caja Social im Einkaufszentrum Salitre Plaza sechseinhalb Millionen ab, Kontonummer 24017686831.

Gegen 13 Uhr trafen sich die Priester und ihre Mörder vor einer kleinen Bäckerei neben der Kirche der heiligen Bernardita, Panadería Jhonathan, fünf kleine helle Tische, zehn Bänke, unter der Decke ein Fernseher, Reátiga und Piffano reichten Gallero und Gavilán den Lohn, je sechseinhalb Millionen Pesos in zwei hellen braunen Umschlägen, versehen mit Schnur und Knopf.

„Was dann in den nächsten zwei Stunden geschah, wissen wir nicht“, sagt die Staatsanwältin und trommelt ihre Nägel auf den Tisch der Behörde, Beton, Kameras, Wachtürme, Stacheldraht.

Reátiga und Piffano riefen ihre Sekretärinnen an, 16 Uhr, die Messe heute Abend, die könnten sie nicht feiern, man kümmere sich bitte um Ersatz.

„Der Mensch an sich ist nicht schlecht“, weint Monseñor Da-

niel Caro Borda, am 6. August 2003 von Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Soacha ernannt, „der Mensch ist gut, nur manche...“

Er dreht sich weg und schaut zum Bild des Herrn, langes wallendes Haar, gepflegter Bart, Strahlen um Herz und Haupt.

„Reátiga und Piffano, um es klar zu sagen, waren schwul bis auf die Knochen“, zirpt Dra. Ana Patricia Larotta Pacheco.

Bevor Piffano sein Zimmer verließ, machte er das Bett, Reátiga zog eine zweite Unterhose an.

Es war längst dunkel, 19 Uhr, als die Priester, unterwegs in Reátigas Auto, CDX505, an der Avenida Villavicencio anhielten, Kreuzung Avenida Ciudad de Cali, und mit zwei Männern sprachen, die dort warteten, ein Motorrad neben sich, el Gavilán, der Sperber, und ein anderer, der sich Tatá nannte, ein Kind noch, 17-jährig.

Gavilán stieg ins Auto, setzte sich auf den Hintersitz, Reátiga, gestreiftes Hemd ohne Kragen, saß am Steuer, Piffano daneben.

Nun fuhren sie langsam die Avenida Villavicencio hinab, Tatá folgte auf dem Motorrad, irgendwann war kein Asphalt mehr, links nur noch Sumpf und Wiese, darin ein Kanal, gefüllt mit Plastik und Scheiße, rechts ein paar Hütten aus Stein und Blech, kein Licht am Ende der Welt.

Hier und jetzt, sagte Reátiga, wenn nicht hier, dann nirgends.

Er hielt an, drehte die Scheinwerfer nicht aus, stellte den Motor nicht ab, Tatá, der 17-Jährige, setzte sich neben Gavilán, vier Männer in einem Chevrolet Aveo GTi Emotion, Opfer vorn, Täter hinten.

Wie ein Raub muss es aussehen, sagte Reátiga und reichte den Mördern sein Handy, das letzte Geld, 140 000 Pesos, Piffano 60 000.

Wir wollen sofort sterben.
In derselben Sekunde.

Und wir wollen, dass ihr unsere Hände, wenn wir tot sind, wieder löst.



Diese Maschine hat das Higgs-Teilchen gefunden. Und jetzt?

Es hat Jahrzehnte gedauert und Milliarden verschlungen, die Existenz dieses winzigen ELEMENTARTEILCHENS nachzuweisen. Aber was wissen wir damit über uns und das Universum? Und was wissen wir noch immer nicht?

Gigant der Erkenntnis: CMS heißt einer von zwei riesigen Teilchendetektoren im Forschungszentrum Cern, mit denen Wissenschaftler nach dem Higgs fahndeten. Bei beiden wurden sie fündig

FOTO: REX FEATURES/ACTION PRESS

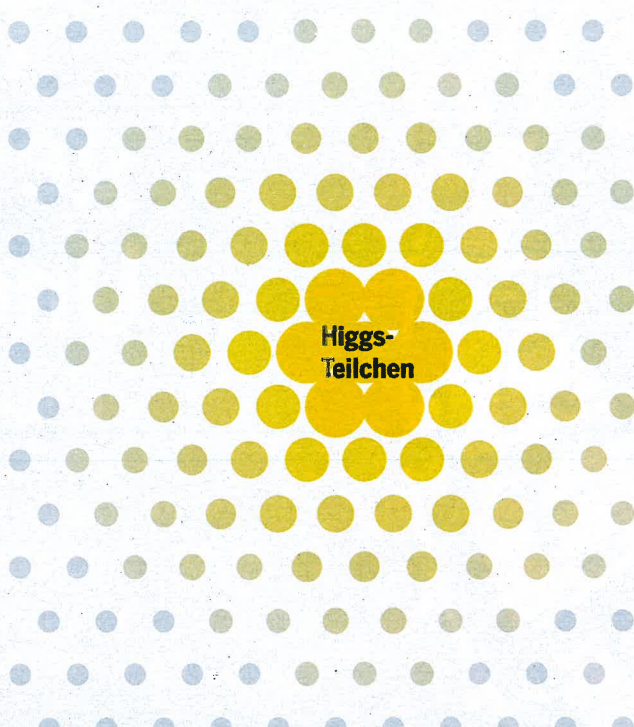
Gänsehaut, Glückstränen und geballte Fäuste sind nicht das, was man von Physikern erwartet. In der vergangenen Woche aber wurden auch nüchterne Naturen impulsiv. Als am Forschungszentrum Cern die Entdeckung des Higgs-Teilchens verkündet war, entlud sich die Spannung in Ovationen – nicht nur im Genfer Hörsaal, sondern auch in zahllosen anderen Instituten in aller Welt, die das Spektakel per Internet verfolgten. Endlich. Die Genugtuung, der lang ersehnte Triumph.

Jahrzehntelang hatten Abertausende von Physikern nach dem Higgs gefahndet und Milliarden an Steuergeldern in den Bau von Teilchenbeschleunigern gesteckt. Jetzt haben die Forscher geliefert – das Higgs ist das erste neu entdeckte Teilchen seit fast 20 Jahren. Das Besondere an dem exotischen Winzling, den der britische Theoretiker Peter Higgs bereits in den 1960er Jahren vorausgesagt hatte: Er hilft, anderen Elementarteilchen Masse zu verleihen – jenen Grundbausteinen, aus denen unsere Materie aufgebaut ist, also auch wir selbst. „Eine Jahrhundert-Entdeckung“, schwärmt Georg Weiglein vom Forschungszentrum Desy in Hamburg. „Gleichzusetzen mit der Quantenphysik und Einsteins Relativitätstheorie.“

Ermöglicht hatte den Fund der stärkste Teilchenbeschleuniger der Welt – der LHC. In seinem 27-Kilometer-Ring bringen Forscher Wasserstoffkerne nahezu auf Lichtgeschwindigkeit, um sie dann aufeinanderzufeuern. Die Extremkollisionen ähneln einem Urknall im Miniformat: In dem Feuerball können sich exotische Materieteilchen bilden, die sofort wieder zerbersten. Gigantische Detektoren vermessen die Bruchstücke. Anhand der Messdaten können die Forscher rekonstruieren, welche Teilchen bei den Kollisionen entstanden sind. Mit dieser Methode hat das Cern nun das Higgs aufgespürt – die Möglichkeit eines Irrtums scheint minimal, sie liegt bei weniger als 1 zu 1000 000. →

Was Masse macht

Lange war rätselhaft, wie Elementarteilchen – aus denen alle Materie besteht – zu ihrer Masse kommen. Der LHC-Beschleuniger in Genf hat das Geheimnis gelüftet: Es ist das ominöse Higgs-Feld, das dem Kosmos Gewicht gibt



Higgs-Teilchen

2 Das Higgs-Teilchen

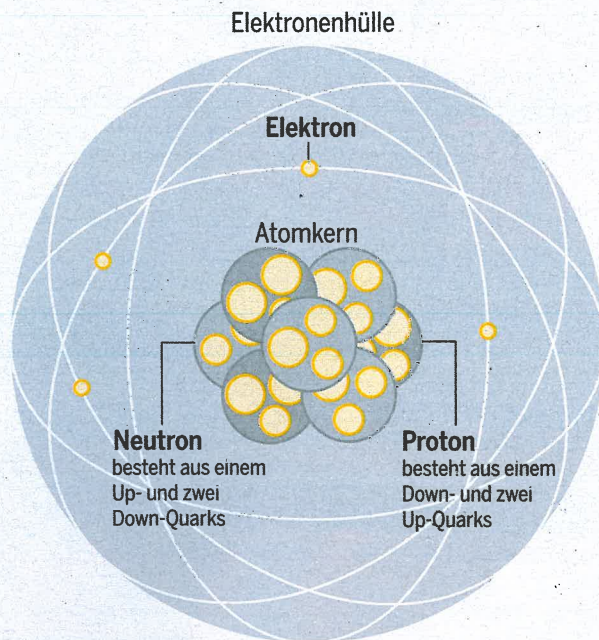
Manchmal bildet das Higgs-Feld winzige, extrem kurzlebige Klümpchen – die Higgs-Teilchen. Mit dem LHC ist es gelungen, diesen Prozess gezielt anzustoßen und das Higgs-Teilchen künstlich zu erzeugen. Damit ist die Existenz des Feldes bewiesen.

Baukasten der Materie

Das Atom

Die uns vertraute Materie besteht aus Atomen. Einst hielt man die für unteilbar. Dann entdeckten Forscher, dass Atome einen winzigen Kern besitzen, umgeben von einer leichten Hülle aus Elektronen. Später zeigte sich, dass auch der Atomkern aus noch kleineren Teilen zusammengesetzt ist, den Protonen und Neutronen. Diese wiederum bestehen aus Quarks – den nach heutiger Kenntnis kleinsten Urbausteinen der Materie.

Dieser kleine Ausschnitt einer Seite des *stern* besteht aus ca. 600 000 Milliarden Atomen



1 Das Higgs-Feld

Das gesamte Universum ist von einem rätselhaften Energiefeld erfüllt, auch wir selbst. Dieses Higgs-Feld ist weder sicht- noch messbar.

schweres Teilchen
z. B. ein Quark

leichtes Teilchen
z. B. ein Elektron

masseloses Teilchen
z. B. ein Photon

3 Elementarteilchen

Das Higgs-Feld verleiht den Materiebausteinen Masse, indem es sich um sie herum „verklumpt“. Schwere Teilchen bilden größere Klümpchen als leichte. Manche Teilchen wie das Photon (Lichtteilchen) durchdringen das Higgs-Feld sogar völlig ungehindert. Sie bleiben masselos.

Das Standardmodell

Neben dem Higgs-Teilchen kennen die Physiker mehrere Austauschteilchen und zwölf elementare Materieteilchen. Die gewohnte Materie setzt sich aus nur drei Bausteinen zusammen – dem Elektron sowie den beiden Quark-Sorten „Up“ und „Down“. Das Elektron-Neutrino baut zwar keine Materie auf, wird aber zum Beispiel in gewaltigen Mengen von der Sonne abgestrahlt.

Die restlichen Quarks und die schweren „Brüder“ des Elektrons sind instabil. Sie zerstrahlen sofort wieder, wenn man sie mit Beschleunigern erzeugt. Diese Teilchen spielen für den Aufbau unserer Materie keine Rolle.

Quarks sind die Bausteine der Atomkerne, in denen sich fast die gesamte Masse des Atoms konzentriert.

Down

Up

Masse, die die Teilchen aus dem Higgs-Feld ziehen

Strange

Charm

Bottom

Top

Leptonen sind elektronenartige Teilchen. Das wichtigste, das Elektron, bildet die Atomhülle.

Elektron

Elektron-Neutrino

Myon

Myon-Neutrino

Tau

Tau-Neutrino

Austauschteilchen

Austauschteilchen vermitteln ähnlich wie Kuriere die Kräfte, die zwischen Materiebausteinen wirken.

Photon

Es überträgt die elektromagnetische Kraft. Es bekommt keine Masse aus dem Higgs-Feld.

W- und Z-Bosonen

Sie sind für die schwache Kraft verantwortlich, die Kernspaltung und Kernfusion auslöst.

Gluon

Es vermittelt die starke Kraft, die die Atomkerne zusammenhält. Ebenso wie das Photon ist es masselos.

Higgs sei Dank: Was wir heute wissen

Durch die jüngste Entdeckung im Cern hat die Teilchenforschung ein wichtiges Etappenziel erreicht. „Mit dem Higgs ist unser Standardmodell endlich komplett“, sagt der niederländische Physiknobelpreisträger Martinus Veltman. Seit Jahrzehnten gilt das sogenannte Standardmodell als Fundament der Physik (siehe Grafik Seite 102). Es beschreibt den Baukasten für die gesamte uns vertraute Materie – und beantwortet einige grundlegende Fragen der Wissenschaft:

Woraus ist Materie aufgebaut?

Die wichtigsten Bausteine sind sogenannte Quarks und Elektronen. Aus ihnen setzen sich die Atome zusammen: Egal ob Sauerstoff, Eisen, Schwefel, Kohlenstoff, sämtliche chemischen Elemente bestehen aus nur drei Bauteilen – dem Elektron sowie zwei Arten von Quarks.

Welche Kräfte halten die Materie zusammen?

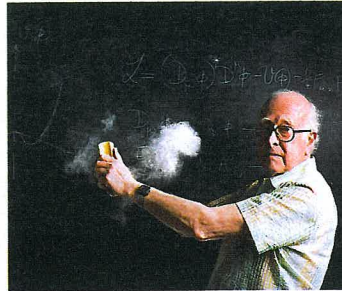
Im Mikrokosmos wirken drei Grundkräfte: die elektromagnetische Kraft sowie die starke und die schwache Wechselwirkung. Sie sorgen dafür, dass Materie überhaupt zusammenhalten kann. Ohne diese Grundkräfte gäbe es weder Atome noch Moleküle, geschweige denn Sterne, Planeten und Lebewesen.

Wie kommt die Welt zu ihrer Masse?

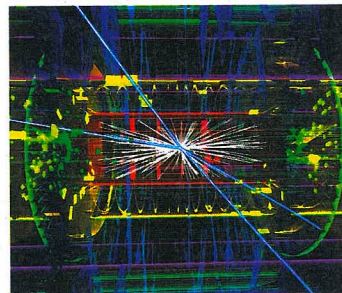
Lange fragten sich die Experten, warum Elementarteilchen – die Bausteine unserer Welt – überhaupt Masse besitzen. Mit der Entdeckung des Higgs ist dieses Rätsel nun gelöst (siehe Grafik).

Higgs – und nun? Was wir noch nicht wissen

Das Standardmodell vermag die Existenz der uns vertrauten Materie zu erklären – Sterne und Planeten, Dinge und Lebewesen. Aber: Diese gewöhnliche Materie macht nur einen winzigen Teil des Universums aus – nach Schät-



Vater des Teilchens: Der britische Physiker Peter Higgs entwickelte 1964 die Theorie vom massemachenden Feld



Small Bang: Das vom Computer erzeugte Bild basiert auf den Daten einer Teilchenkollision beim Cern

zungen gerade mal fünf Prozent. Woraus der große Rest besteht, ist bislang völlig unklar. Achselzuckend sprechen die Gelehrten vom „dunklen“ Universum. „Zwar ist das Standardmodell mit der Entdeckung des Higgs abgeschlossen“, sagt der amerikanische Physiknobelpreisträger David Gross. „Aber die wirklich großen Geheimnisse sind noch nicht gelüftet.“

Rätselhafte Gravitation

Das vielleicht größte Manko des Standardmodells: Es lässt ausgerechnet jene Kraft außen vor, die uns am meisten vertraut ist – die Schwerkraft. Denn die Gravitation scheint anderen Formeln und Gesetzen zu gehorchen als jene drei Grundkräfte, die das Standardmodell höchst erfolgreich beschreibt. Zwar suchen die Wissenschaftler unter dem Stichwort „Quantengravitation“ schon seit Jahrzehnten nach einer Lösung – doch bislang vergebens.

Ohne diese Quantengravitation lässt sich auch jenes hehre Ziel nicht erreichen, von dem schon Albert Einstein und Werner Heisenberg träumten: eine Weltformel, die man auf ein T-Shirt drucken könnte wie das berühmte $E=mc^2$ und die auf einen Schlag die gesamte Physik erklären würde. Davon ist das Standardmodell noch meilenweit entfernt.

Wie war das mit dem Urknall?

Das All, da sind sich die meisten Experten sicher, entstand vor 13,7 Milliarden Jahren in einer gewaltigen Explosion. Seit diesem Urknall dehnt sich der Kosmos aus. Nur: Was in den ersten Augenblicken nach dem Big Bang geschah, kann das Standardmodell nicht sagen. Seine Gesetze griffen erst, als sich in dem extrem heißen und dichten Energieball die ersten Elementarteilchen bildeten.

Zuvor könnten die verrücktesten Dinge passiert sein: Kosmologen vermuten, dass das frisch geborene Babyuniversum ganz am Anfang so unvorstellbar rasant explodierte, dass es mit den derzeitigen Gesetzen der Physik nicht erklärbar ist. Wie und was

diese „Inflation“ bewirkte, vermag das Standardmodell nicht zu beantworten – geschweige denn die Frage, warum es überhaupt zum Big Bang kam und, was um Himmels willen vorher gewesen sein mag.

Warum gibt es überhaupt Materie?

In einer Frage ist sich die Fachwelt heute einig: Beim Urknall muss nicht nur Materie entstanden sein, sondern gleich viel Antimaterie – so etwas wie die gespiegelte, gegensätzlich geladene Version der uns vertrauten Materie. Trifft ein Teilchen auf ein Antiteilchen, passiert etwas Spektakuläres: Beide vernichten sich vollständig und zerstrahlen zu purer Energie.

Genau das stellt die Physiker vor ein Rätsel: Wenn tatsächlich beim Big Bang gleich viel Materie und Antimaterie entstanden sind, hätten sich beide unverzüglich vernichten müssen. Übrig geblieben wäre ein Weltall voller Licht, aber ohne Sterne, Planeten und Lebewesen. Doch offenbar ist dem nicht so – weshalb es einen Mechanismus geben muss, der die Materie über die Antimaterie siegen ließ. Das Standardmodell bietet zwar Erklärungsansätze. Komplett beschreiben aber kann es das Phänomen nicht.

Was ist dunkle Materie?

Seit Jahrzehnten plagt die Astronomie eine Kopfnuss: Eigentlich dürfte es Galaxien wie unsere Milchstraße gar nicht geben. Nach den Regeln der Physik müssten die Sterne, aus denen sie bestehen, auseinanderfliegen wie die Sitze eines Kettenkarussells, dessen Ketten man angesägt hat. Irgendetwas scheint die Galaxien also zusammenzuhalten.

Ratlos bezeichnen es die Physiker als „dunkle Materie“. Die Vermutung: Hinter dieser dunklen Materie könnten bislang unentdeckte Elementarteilchen stecken. Sie müssten relativ schwer sein, kaum auf die uns vertraute Materie reagieren, und sie würden in gewaltiger Zahl durchs Weltall geistern. Das Problem: Im Baukasten des Standard-

modells gibt es kein Teilchen, das für diesen Job infrage käme. Deshalb haben Theoretiker kühne Pläne für neue Theorien geschmiedet, die solche Geisterteilchen vorhersagen. Gefunden hat man sie bislang noch nicht, die Theorien bleiben spekulativ.

Das Geheimnis der dunklen Energie

Es ist das rätselhafteste Phänomen der Physik. Ende der 90er Jahre wollten Astronomen messen, mit welcher Geschwindigkeit sich das Universum ausdehnt. In einem waren sich die Fachleute damals sicher: Das Weltall sollte sich heute deutlich langsamer aufblähen als in der Vergangenheit. Doch dann schockten die Messergebnisse, für die es im letzten Jahr den Physiknobelpreis gab, die Experten: Der Kosmos expandiert immer schneller – wie ein Hefeteig quillt er mit wachsender Geschwindigkeit auseinander.

Die Experten vermuten dahinter eine neue Form von Kraft, die offenbar der Gravitation entgegenwirkt. Nur: Was hinter dieser neuen Kraft steckt, wissen die Physiker nicht einmal im Ansatz und vermuten eine ominöse „dunkle Energie“. Bereits Albert Einstein hatte, als er über den Gleichungen seiner Relativitätstheorie brütete, über die Existenz einer solchen Kraft spekuliert. Später jedoch verdammt er seine Überlegungen als die „größte Eselei“ seines Lebens. Jetzt weiß man: Einstein lag mit seinen Vermutungen richtig.

Eine Welt aus winzigsten Fädchen

Sind die Bausteine des Standardmodells tatsächlich unteilbar – oder setzen sie sich aus noch kleineren Versatzstücken zusammen? Mit letzterer Idee liebäugeln Theoretiker schon seit Langem. Sie vermuten, dass Materie in Wirklichkeit aus winzigen Fäd-

chen besteht. Wie die Saite einer Geige können diese unvorstellbar winzigen Fädchen auf unterschiedliche Weise schwingen. Jeder „Ton“ würde dabei einem Teilchen des Standardmodells entsprechen, einem Quark etwa oder einem Elektron.

Der Vorteil dieser „Stringtheorie“: Der opulente Teilchenzoo des Standardmodells, bestehend aus einem guten Dutzend Grundbausteinen, wäre erheblich gestutzt. Ein einziges, fadenartiges Teilchen würde die gesamte Materie aufbauen. Damit wäre die Welt der Teilchenphysiker deutlich übersichtlicher. Doch bislang existiert nicht einmal der Hauch eines Indizes, dass an der Stringtheorie etwas dran ist.

Einige der großen Fragen der Physik hoffen die Experten in absehbarer Zeit zu klären – mit Megabeschleunigern, aber auch mit neuen Teleskopen. So werden die

Experimente am LHC viele Jahre weiterlaufen. Schrittweise will das Cern den Beschleuniger hochrüsten, um noch mehr und noch wuchtigere Teilchenkollisionen herbeizuführen. Die Hoffnung: Vielleicht lässt sich dabei ein Dunkle-Materie-Teilchen blicken.

Andere Experten planen eine neue Riesenanlage: Der International Linear Collider ILC soll das neue Teilchen wie am Fließband herstellen und viel präziser unter die Lupe nehmen können als der LHC. Womöglich finden sich dabei verräterische Abweichungen vom Standardmodell.

Aber auch die Astronomen sind den ungelösten Rätseln auf der Spur: Neue Teleskope am Boden und im Weltraum sollen tiefer ins Universum blicken können denn je. Damit ließen sich Theorien etwa über die dunkle Energie verwerfen – oder aber spektakulär bestätigen. 

Frank Grotelüschen



Hält Ihr bester Freund
nicht mehr dicht?

Entspannt und sicher in den Tag – mit TENA Men.

Speziell für die männliche Anatomie entwickelt, bietet TENA Men lang anhaltenden Schutz für Männer mit verstärktem Harndrang. So können Sie jeden Tag aktiv genießen.



TENA Men erhalten Sie in Drogerie- und Supermärkten sowie in der Apotheke oder im Sanitätsfachhandel. Unsere Hotline nennt Ihnen gerne Geschäfte in Ihrer Nähe. Besuchen Sie uns auch im Internet.

Jetzt gratis testen. **Gratismuster** unter:
TENA Hotline 0180 2 - 12 12 22* oder www.TENAMEN.de

* Festnetz 0,06 €/Gespräch. Mobilfunk max. 0,42 €/Min



Englisches Rasen

Konkurrenz für Ferrari und Lamborghini: Aus dem britischen Formel-1-Rennstall McLaren kommt der MP4-12C, ein Spielzeug für gut 200 000 Euro



DETAILS

Bremsscheiben aus Kohlenstoff stoppen den McLaren aus 100 km/h schon nach 30,5 Metern (o.). Die Mittelkonsole ist nur sparsam bestückt

TECHNIK

Wie in der Formel 1 ist das Chassis des MP4-12C aus Kohlefaser. Der Achtzylinder beschleunigt mit 625 PS in 3,1 Sekunden auf 100 km/h. Spitze: 333 km/h. Normverbrauch 11,7 Liter, in der Praxis eher 17.



WAS WILL ER SEIN?

Ein Rennwagen für die Straße. McLaren ist einer der klangvollsten Namen im Formel-1-Zirkus. Gründer des mit zahlreichen Weltmeistertiteln geschmückten Rennteams war der 1970 tödlich verunglückte Neuseeländer Bruce McLaren. Seit 1980 steht ein anderer Mann an der Spitze: Ron Dennis, eine Art Steve Jobs der PS-Branche. Dennis ist ein Besessener, der unerschütterlich seine Ziele verfolgt, ein Perfektionist, ein Technikfreak. Seine vom Stararchitekten Norman Foster gebaute neue Firmenzentrale in der Grafschaft Surrey erinnert an ein gelandetes Ufo; die einheitlich gekleideten Mitarbeiter erwecken den Eindruck, man wäre zu Besuch bei einer Sekte. Weil in der Formel 1 die Grenzen des technischen Aufwands mittlerweile streng gezogen sind, suchte Dennis andere Betätigungsfelder für seine vielen Ingenieure. Ergebnis: der MP4-12C samt nagelneuer Fabrik, hochgezogen in wenigen Monaten. Das Konzept des McLaren soll jenen Teil der Sportwagenkunden ansprechen, denen ein Ferrari oder Lamborghini zu emotional ist. Der MP4-12C strahlt Funktionalität aus. Kein Wunder bei der Herkunft: Die Firma sitzt im Süden der britischen

Insel, auf halber Strecke zwischen London und der Küste. Stadtverkehr? Englischer Landregen? Buckelige, gewundene Landstraßen? No problem.

WAS KANN ER?

Alltag. Ähnlich wie ein universell einsetzbarer Porsche 911 hat der McLaren Qualitäten, die eine tägliche Nutzung stressfrei ermöglichen. Überraschend gut ist der Federungskomfort, denn das Fahrwerk lässt sich auf Knopfdruck verstellen. Wer über vorgeschädigte Bandscheiben klagt und vielleicht von seinem Landsitz über Straßen dritter Ordnung zum Golfplatz möchte, muss nicht zwangsläufig den Land Rover nehmen.

WAS KANN ER NICHT?

Die ganz große Oper. Der MP4-12C ist trotz der typischen Keilform und der Flügeltüren ein ziemlich nüchterner Supersportwagen. Die Zutaten für ein Auto dieses Kalibers lauten üblicherweise wie folgt: kreischender Sound aus bis zu zwölf Zylindern für die Gänsehaut und opulenter Luxus zum Wohlfühlen. Beides hat der McLaren nicht zu bieten. Das Cockpit ist mit schlichten Schaltern und Hebelchen nur sparsam bestückt. Die Mittelkon-

sole: ein schmales Band mit wenigen Knöpfchen und einem kleinen Bildschirm. Um auf akzeptable Verbrauchs- und Emissionswerte zu kommen, verwendet McLaren einen relativ kleinen Motor, einen 3,8-Liter-Achtzylinder. Da dieser mit zwei Turboladern beatmet wird, stellt er bei Bedarf dennoch eine beeindruckende Leistung zur Verfügung: 625 PS. Doch das Aggregat begeistert akustisch nicht. Denn die Turbolader, die Frischluft in den Motor pressen, dämpfen auch die freie Entfaltung der Schallwellen. Darüber hinaus spart McLaren an der bei britischen Autobauern sonst üblichen Folklore. In der hochmodernen Fabrik friemeln keine angegrauten Handwerker in Kitteln an Holzurnen herum. Die Innenausstattung, für die der McLaren-Kunde natürlich ein paar Wahlmöglichkeiten hat, kommt in Kisten nach England. Absender: ein deutscher Zulieferer.

WAS IST ER?

Ein Sportwagen ohne Chichi – ob mit festem Dach oder als Spider mit elektrisch versenkbarem Hardtop. Der MP4-12C hat eine geile Optik zu bieten, ist aber vom Konzept her viel nüchterner als seine Konkurrenten.

Frank Janßen

Einen Tick anders

Das war längst fällig: Beschäftigen wir uns kurz mit der wunderbaren Schauspielerin EMILY BLUNT

Rauchig, kehlig und sexy, mehr Vaudeville als Hollywood, das Lachen überrascht und passt irgendwie nicht zum Porzellan-Teint und den zierlichen 171 Zentimetern der Emily Blunt. Äußerlich ist die britische Schauspielerin eher englische Rose als Charakterdarstellerin. Doch seit Jahren überrascht die 29-Jährige mit ihrer Rollenvahl – von tätowierter Putzfrau über die junge Königin Victoria bis zur Ballerina an der Seite von Matt Damon. Seit ihrem Auftritt als hungernde Mode-Assistentin in „Der Teufel trägt Prada“ gehört Emily Blunt zum Establishment in Hollywood. Hauptdarstellerin Meryl Streep attestierte ihr, die talentierteste Schauspielerin zu sein, mit der sie jemals zusammengearbeitet hätte.

Aktuell gibt sie in der romantischen Komödie „Fast verheiratet“ die Psychologie-Doktorandin Violet, die sich zwischen der Karriere im verschneiten Michigan und der geplanten Wahnsinnshochzeit plus Großstadtleben an der Seite ihres Verlobten und Chefkochs Tom (Jason Segel) in San Francisco entscheiden muss. Sie wählt den Schnee. Und damit beginnt eine großartige Achterbahnfahrt quer durch die Gefühlswelt des Paares und die Ansprüche der Verwandtschaft.

Privat hat Blunt es einfacher. Sie lebt mit ihrem amerikanischen Schauspieler-Ehemann John Krasinski in Los Angeles und ist

dort wie daheim populär. Blunts Landsleute bemerken mit Freude bei jedem ihrer Auftritte in der alten Heimat, wie englisch Emily geblieben ist. Denn nicht selten straft das Königreich seine Stars ab, wenn sie zu amerikanisch werden. So wird die Sängerin Joss Stone bis heute für ihre angeblich affektierte US-Aussprache aufgezo-gen. Dagegen vermeldet die britische „Elle“ stolz, dass Emily weiter den Brotaufstrich Marmite in der Küche stehen und sich immer noch die landestypische Selbstironie und eine schulterzuckende Sicht auf die eigene Karriere bewahrt hat.

Auf jeden Fall sei es sehr nett, als Britin in Amerika zu leben: „Ich habe keine Ahnung, warum sie uns so mögen. Vielleicht, weil wir so hochgestochen reden!“ Und dann erzählt sie eine Anekdote aus ihrem Leben in Hollywood, mitsamt perfekter Imitation eines kalifornischen Cops, der sie wegen zu schnellen Fahrens anhält: „Ma’am, nice accent, slow down!“ („Netter Akzent, fahren Sie langsamer!“)

Als Teenager hatte sie versucht, ihr gestochenes Queen’s English loszuwerden: „Wir waren verzweifelt darum bemüht, nicht piekfein zu klingen – und meine Mutter hat verzweifelt versucht, uns den Slang wieder auszutreiben.“ Ihre Eltern schickten sie auf eines der teuersten Internate des Landes. In Hurtwood House wohnen die Schüler in Fachwerkhäus-

chen mit Namen wie „The Turrets“ oder „Cornhill Manor“. Die Schule hat eine eigene Filmproduktionsfirma und fördert Theater und Musik. Schauspielerei war für Blunt damals mehr Rettung als Hobby. Als Achtjährige hatte sie so sehr gestottert, dass sie oft keinen Ton herausbrachte: „Ich war ein kluges Kind und hätte viel zu sagen gehabt. Aber ich konnte einfach nicht.“

Vier Jahre lang sandte Mutter Joanna, selbst einst Schauspielerin, Emily von Therapie zu Meditation – ohne Erfolg. Bis ein Lehrer das Kind überredete, Texte auf der Bühne im nordenglischen Dialekt zu sprechen. Und das Stottern verebbte. Es war, als öffne sich eine Tür, sagt Blunt heute. Mit 18 Jahren stand sie beim Festival in Edinburgh im Musical „Bliss“ auf der Bühne und hat seitdem nicht mehr aufgehört zu arbeiten.

Blunts Talent auf der Leinwand liegt im kalkulierten Understatement. Mit dem Hochziehen einer Augenbraue kann sie alles sagen. Und sie lernt durch Beobachtung: Ihre Figuren sind ein Kompendium aus Ticks und Angewohnheiten der Menschen um sie herum, von der Make-up-Lady bis zum Taxifahrer.

Wird das mit ihrer zunehmenden Berühmtheit nicht schwieriger? Nein, sagt sie: „Ich reise viel privat, und auf jedem Filmset lerne ich 200 neue Leute kennen.“ Aber es stimme, ihre Bewegungs-

freiheit sei eingeschränkt. Jeden Tag lauern Fotografen vor ihrer Haustür. Anders als während einer früheren Beziehung mit dem Jazzsänger Michael Bublé, die vor vier Jahren öffentlich zu Ende ging, erzählt sie in Interviews nur noch wenig über ihr Privatleben: „Ich will etwas sehr Persönliches nicht durch eine billige, kleine Anekdote entwerten.“ Sie weiß, dass Kolleginnen wie Keira Knightley von 20, manchmal 50 Fotografen verfolgt werden: „Das ist doch kein Leben, jeden Tag flüchten zu müssen.“

Berühmt werden ist für Blunt eine surreale Angelegenheit: „Es ist, als betrete man einen anderen Planeten. Als ob man sich selbst beobachtete in dieser anderen Welt.“ Heimweh hat sie kaum, gerade hat sie mit ihrer älteren Schwester Felicity die gemeinsame Wohnung in Westlondon verkauft.

Felicity ist verlobt mit dem US-Schauspieler Stanley Tucci, der als schwuler Assistent neben Blunt in „Der Teufel trägt Prada“ spielte. Emily hat die beiden verkuppelt. Und damit ihren Zirkel von Freunden in Hollywood strategisch vergrößert. In diesem Jahr flirtet sie auf der Leinwand mit Ewan McGregor, Colin Firth und Bruce Willis. Sie sagt, sie habe sich mit allen drei großartig verstanden. Spätestens jetzt wird es also Zeit, sich ihr Gesicht zu merken.

Cornelia Fuchs





Zwischen Wahn und Wirklichkeit sitzend: Anna (Noomi Rapace)

KINO

Auf Noomi sicher

Bevor sie dank ihres Durchbruchs als Lisbeth Salander in der Millennium-Trilogie dem Ruf

nach Hollywood folgte, stemmte die Schwedin Noomi Rapace noch schnell im Alleingang diesen skandinavischen Psychothriller. In „Babycall“ spielt sie eine junge, verstörte Mutter, die aus Angst um ihren achtjährigen Sohn in Wahnvorstellungen abdriftet. Das macht sie absolut großartig, doch verliert Regisseur Pål Sletaune im

Laufe seines beunruhigenden Psychodramas phasenweise den Realitätssinn – dafür, welche Wendung man als Zuschauer noch bereit ist zu schlucken und welche nicht mehr. Aber Noomi schwebt nun ohnehin in anderen Sphären. Zum Beispiel ab 9. August in Ridley Scotts Alien-Epos „Prometheus“. ★★★

PERSÖNLICH

Manchmal ist das Leben dann doch wie im Kino. Das nächste Filmprojekt von Katie Holmes heißt „Molly“ und handelt ausgerechnet von einer allein-erziehenden Mutter und ihrer kleinen Tochter. Wir vermuten mal, dass Tom Cruise darin keine Rolle spielt.



KINO

Pflegestufe Sex

Drei ziemlich beste Freunde, allesamt körperlich behindert und noch Jungfrau, wollen endlich Sex. Also brechen sie heimlich auf in ein Spezialbordell nach Spanien, begleitet nur von einer resoluten Pflegerin. Der Weg ist das Ziel in der belgischen Komödie „Hasta la Vista“, einem authentischen Roadmovie mit Rollstuhl, Blindenstock und extrem viel Herz. ★★★★★



DVD

Très Bonaparte

Gesegnet seien die Besitzer von Videobeamern. Sie können annähernd die noch immer umwerfende Wucht von Abel Gances Stummfilm-Monolith „Napoléon“ erleben, der 1927 mit Handkamera, innovativen Schnitten, Farbexperimenten und Breitwandverfahren revolutionär war. Die restaurierte, fast vierstündige Version von 1981 ist ein Cineasten-Traum. ★★★★★



KINO

Schroffer wohnen

Familie und Freund raten ihr, es sofort zu verkaufen, „Das Haus auf Korsika“, das sie überraschend von ihrer geliebten Oma geerbt hat. Doch Christina behält den schroffen Steinbau in den Bergen, beginnt ihn und damit auch ihr tristes Leben zu sanieren. Einfühlsames, rau-romantisches Selbstfindungs-drama aus Belgien vor faszinierender Naturkulisse. ★★★

BESTSELLER DER WOCHE Film

- 1. (-) Ice Age 4 – Voll verschoben**
Animation; Regie: Steve Martino,
Mike Thurmeier; Besucher: 1 496 405
- 2. (1) The Amazing Spider-Man**
Darsteller: Andrew Garfield, Emma Stone;
Regie: Marc Webb;
Besucher: 268 168; gesamt: 772 755
- 3. (2) Snow White and the Huntsman**
Darsteller: Kristen Stewart, Charlize Theron;
Regie: Rupert Sanders;
Besucher: 63 951; gesamt: 1 394 647
- 4. (3) Men in Black 3**
Darsteller: Will Smith, Josh Brolin;
Regie: Barry Sonnenfeld;
Besucher: 48 026; gesamt: 2 052 329
- 5. (4) Chernobyl Diaries**
Darsteller: Devin Kelley, Jonathan Sadowski;
Regie: Bradley Parker;
Besucher: 34 370; gesamt: 148 601
- 6. (5) Hanni & Nanni 2**
Darsteller: Jana Münster, Sophia Münster;
Regie: Julia von Heinz;
Besucher: 20 657; gesamt: 698 338
- 7. (8) LOL – Laughing Out Loud**
Darsteller: Miley Cyrus, Demi Moore;
Regie: Liza Azuelos;
Besucher: 16 180; gesamt: 300 404
- 8. (-) 2 Tage New York**
Besucher: 14 981

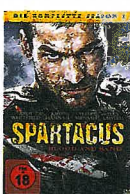


Noch 'ne Fortsetzung, zur Abwechslung mal nicht von einem Blockbuster, sondern einem Independent-Überraschungshit. Regisseurin Julie Delpy spinnt die Geschichte ihrer charmanten Kultur- und Beziehungs-Clash-Komödie „2 Tage Paris“ weiter, fünf Jahre später, in Manhattan. Dort lebt Marion (Delpy) inzwischen mit neuem Freund (Chris Rock), ihrem Sohn und dessen Tochter. Dann rauscht ihre französische Familie wie eine Lawine über ihren Alltag, und erneut werden die Old Europe-/Amerika-Klischees amüsant aufs Korn genommen. Allerdings weniger feinsinnig als beim Vorgänger, dafür mit viel Slapstick und lärmigem Durcheinandergerede. Mit leichtem Hörsturz zupft man dann die DVD von „2 Tage Paris“ aus dem Regal und fühlt sich gleich besser.

- 9. (-) Cosmopolis**
Darsteller: Robert Pattinson, Juliette Binoche;
Regie: David Cronenberg; Besucher: 13 871
- 10. (6) Der Diktator**
Darsteller: Sacha Baron Cohen, Megan Fox;
Regie: Larry Charles;
Besucher: 13 580; gesamt: 1 272 654

BESTSELLER DER WOCHE DVD

- 1. (-) Die Reise zur geheimnisvollen Insel**
Darsteller: Dwayne Johnson, Michael Caine;
Regie: Brad Peyton
- 2. (1) Für immer Liebe**
Darsteller: Rachel McAdams, Channing Tatum;
Regie: Michael Sucas
- 3. (-) Safe House**
Darsteller: Denzel Washington, Ryan Reynolds;
Regie: Daniel Espinosa
- 4. (4) Drive**
Darsteller: Ryan Gosling, Carey Mulligan;
Regie: Nicolas Winding Refn
- 5. (3) Breaking Dawn – Bis(s) zum Ende der Nacht, Teil 1**
Darsteller: Kristen Stewart, Robert Pattinson;
Regie: Bill Condon
- 6. (2) Sherlock Holmes: Spiel im Schatten**
Darsteller: Robert Downey Jr., Jude Law;
Regie: Guy Ritchie
- 7. (-) Das gibt Ärger**
Darsteller: Reese Witherspoon, Chris Pine;
Regie: McG
- 8. (5) Rubbeldiekat**
Darsteller: Matthias Schweighöfer, Alexandra Maria Lara; Regie: Detlev Buck
- 9. (-) Spartacus – Blood and Sand – 1. Staffel**



Wohl selten war eine TV-Serie von solcher Tragik überschattet. Am 11. September 2011 starb Titeldarsteller Andy Whitfield an Krebs, mit gerade

mal 39. Doch natürlich musste die show go on, und so wurde für die zweite Staffel der Australier Liam McIntyre besetzt, dem Whitfield vor seinem Tod noch die Zustimmung gegeben hatte. Ansonsten bleibt alles beim Alten: Knackige, verschwitzte Gladiatoren metzeln sich ultrablutig ab und haben expliziten Sex.

- 10. (7) Der gestiefelte Kater**
Animation; Regie: Chris Miller
- 11. (6) Extrem laut und unglaublich nah**
Darsteller: Tom Hanks, Sandra Bullock;
Regie: Stephen Daldry
- 12. (9) Kill the Boss**
Darsteller: Jason Bateman, Jennifer Aniston;
Regie: Seth Gordon
- 13. (8) Verblendung**
Darsteller: Daniel Craig, Rooney Mara;
Regie: David Fincher
- 14. (WE) Cowboys & Aliens**
Darsteller: Daniel Craig, Harrison Ford;
Regie: Jon Favreau
- 15. (13) Mission: Impossible – Phantom Protokoll**
Darsteller: Tom Cruise, Paula Patton;
Regie: Brad Bird

Vergleich mit



Wie ist Ihr Wasser mineralisiert?
Testen Sie den Mineralienrechner
und finden Sie es heraus!



Das Wasser mit Stern.

Vergleichen Sie Gerolsteiner mit über 900
anderen Wässern in Deutschland:
www.mineralienrechner.de



Jetzt QR-Code scannen
und unseren mobilen
Mineralienrechner auf Ihrem
Smartphone entdecken!*

*Verbindungskosten gemäß
Mobilfunkvertrag

POP Lückenlos

Sie wollte sich auch einmal bei einer Castingshow bewerben, war aber damals noch zu jung. Das war wohl ihr großes Glück, weil diese Ausbeutungsmaschinerie bisher noch jedes Talent im Schnelldurchlauf verbrannt hat. Die 22-jährige **Lianne La Havas**, aufgewachsen in London, Vater Grieche, Mutter Jamaikanerin, gilt heute als die größte Soul-Pop-Hoffnung Englands. Ihre Stimme hat eine berührende Intensität und Verletzlichkeit, die an große R&B-Sängerinnen wie Erykah Badu oder Lauryn Hill erinnert. Auf ihrem Debütalbum „Is Your Love Big Enough?“ gibt es keinen einzigen lauwarmen Lückenfüller, alle Songs könnten Hit-Singles werden. Muss man erst mal hinbekommen. ★★★★★



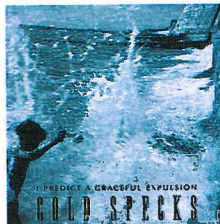
PERSÖNLICH

Die Gitarre hatte er jahrelang nicht angerührt, weil sie ein „westliches Instrument“ sei. Irgendwann dann griff Yusuf Islam, der als Cat Stevens berühmt wurde, doch wieder in die Saiten. Und gegen westliches Spektakel hat er anscheinend auch nichts mehr: Für das Musical „Moonshadow“ stellte der Brite seine Songs zur Verfügung.



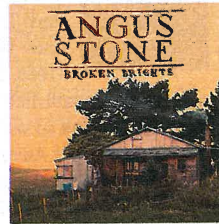
JAZZ Passionsfrucht

Der Niederländer Martijn Barkhuis, Künstlername **DJ Maestro**, hat eine Passion. Er wühlt sich seit Jahren durch das Archiv des legendären Jazz-Labels Blue Note und arrangiert Klassiker von Nancy Wilson oder Nina Simone zu neuen Remixen. Sein Album „Late Night/Early Mornings“ klingt wie eine Allstar-Jazz-Session, bei der man gern dabei gewesen wäre. ★★★★★



POP Flirtshow

Sie nennt sich Al Spx und ihre Band **Cold Specks**. Und wer die 23-jährige Afrokanadierin hört, ihre raue, düster dräuende Stimme, auf die selbst Beth Ditto neidisch wäre, wird ihr gespenstisches Debüt immer wieder auflegen. „I Predict A Graceful Expulsion“ flirtet schwermütig und leicht zugleich mit Blues, Soul und einem Gospelchor. Eine Entdeckung. ★★★★★



POP Soloalbum

Der Australier **Angus Stone** wurde berühmt mit seiner Schwester Julia. Als Duo begeisterten sie zuletzt ein wachsendes Publikum mit ihrem geschmeidigen Folk-Pop. Mit seiner ersten Solo-Arbeit „Broken Brights“ zeigt Angus, dass er es auch ohne Familienhilfe kann. 13 geniale Songs, die sanft dahinschweben, als wären sie ins Tonstudio reinge- weht. ★★★★★

BESTSELLER DER WOCHE CD

1. (1) **Living Things**
Linkin Park
2. (2) **Ballast der Republik**
Die Toten Hosen
3. (3) **Live In A Beautiful Light**
Amy Macdonald
4. (6) **Lichter der Stadt**
Unheilig
5. (8) **Classic 2**
Adya
6. (7) **Auch**
Die Ärzte
7. (-) **A Knight In York**
Blackmore's Night



Wenn diese Liste hier ein voll besetzter Linienbus wäre, dann sollten die anderen Fahrgäste mal

aufstehen und dem Neuzugang den Platz anbieten. Ritchie Blackmore ist 67 und die Musik auf seiner neuen CD noch älter. Mittelalter, Ritterspiele, Met trinken. Aber Moment! Der Brite Blackmore war früher der Mann an der Deep-Purple-Gitarre, „död-död-daaa-död-död-da-daaa“, genau: der Erfinder von „Smoke On The Water“. Der Gott aller Luftgitarrenspieler und Meister des endlosen Gitarrensolos. So wie bei „Child In Time“, wo er ein Saitenfurioso hinlegt, bei dem anderen die Finger geblutet hätten. Dazu schüttelten wir Deppen heftig die Birne, was er natürlich nie gemacht hat, weil er auf seine Finger sah, wie sie Töne aus der Gitarre herausoperierten. Jimi Hendrix spielte unberechenbarer, Eric Clapton aristokratischer, aber Blackmore war der erste Guitar-Hero der Welt. Das Playstation-Spiel „Guitar Hero“ würde es ohne ihn vielleicht nicht geben. Deshalb lasst ihn Rittermusik für Rauschebärte machen, er könnte auch auf der Triangel klimpern, unseren Respekt hat der Mann. Also, bitte alle einmal aufstehen für Blackmore.

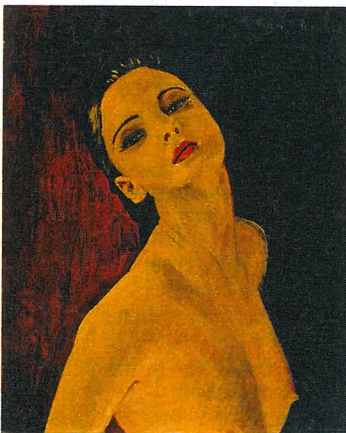
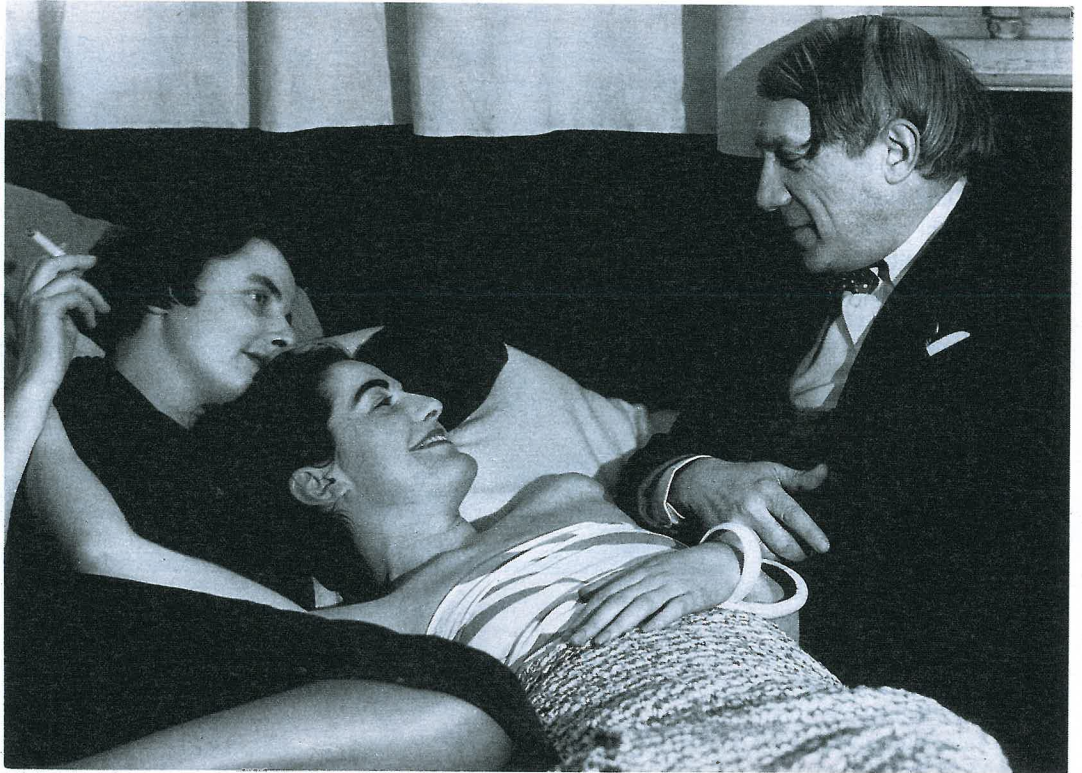
8. (10) **Plenty Of Love**
Mic Donet
9. (-) **White Chocolate**
Menowin
10. (15) **Born To Die**
Lana Del Rey
11. (-) **Fortune**
Chris Brown
12. (9) **Crazy**
Daniele Negroni
13. (11) **21**
Adele
14. (4) **Overexposed**
Maroon 5
15. (13) **My Head Is An Animal**
Of Monsters And Men

FOTOS: ALEX LAKE/WMG; DON ARNOLD/WIREIMAGE; WIREIMAGE

HAMBURG

Ein verdammt cooler Typ

Von kaum einem Künstler gibt es so viele Fotos wie von **Picasso**: in Badehose und im feinen Anzug, beim Stierkampf, im Atelier und natürlich immer wieder mit schönen Frauen. Er liebte es, vor der Kamera großer Fotografen wie Man Ray (rechts ein Bild aus den 30er Jahren) oder Richard Avedon zu posieren. Auf diese Weise inszenierte er sich selbst und sicherte seinen Ruf als cooles Supergenie. 250 Fotos sind im Museum für Kunst und Gewerbe zu sehen, 13. Juli bis 21. Oktober 2012.



KREMS AN DER DONAU Wendehals

Er ließ sich einfach nicht festlegen: **Francis Picabia** (1879–1953) malte mal impressionistisch, dann kubistisch, später surrealistisch. Er zitierte Michelangelo und Botticelli, um sich dann doch lieber der abstrakten Kunst zuzuwenden. Die Kunsthalle Krems versucht nun sein aufregend verwirrendes Werk aufzuschlüsseln (oben: „Nackte Frau“, um 1942). Kunsthalle, 15. Juli bis 4. November.



BADEN-BADEN African Queen

In Modejournalen und Pornomagazinen findet die Kenianerin **Wangechi Mutu** das Material für ihre einzigartigen Collagen. Sie schneidet Augen, Hände und Beine aus und kombiniert sie neu: zu schönen Afrikanerinnen oder wundersamen Fabelwesen wie der „Betrunkenen Palme“ (oben, 2007). In der Kunstwelt gilt Mutu als kommender Star. Kunsthalle, 14. Juli bis 30. September.



KIEL Gefühlsecht

Was können wir hören, sehen, fühlen, riechen, schmecken? Was ist echt und was nur über TV und Internet vermittelt? Gibt es fünf Sinne oder noch einen sechsten? Oder gar zwölf, wie Anthroposophen glauben? **Von Sinnen** heißt die Schau, die sich mit Wahrnehmung in der zeitgenössischen Kunst befasst (oben: Michael Wolf „Tokyo Compression“, 2009). Kunsthalle, 14. Juli bis 21. Oktober.

PERSÖNLICH

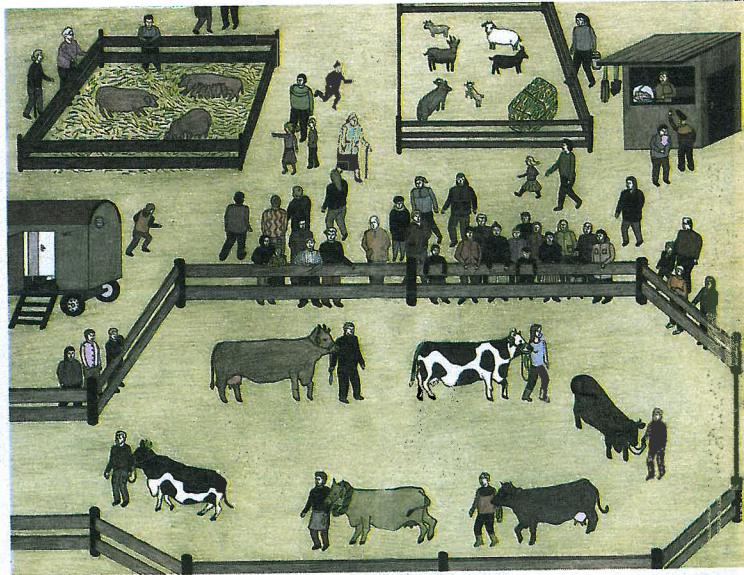
Olafur Eliasson, 45, dänischer Künstler und Vater zweier Adoptivkinder aus Äthiopien, hat eine Solarlampe in Form einer Sonnenblume entwickelt. „Little Sun“ soll 1,6 Milliarden Menschen Licht bringen, die nicht ans Stromnetz angeschlossen sind – als „Kunstwerk, das im Leben funktioniert“.



COMIC

Trecker und Swinger

Es wird gegrillt, geschmachtet, mal ein Schwein geschlachtet, und die freiwillige Feuerwehr übt mehr, als dass sie löscht. Bis dann doch auf einmal ein Heuhaufen und ein paar Autoreifen brennen, und im See treibt eine Frauenleiche. Für ihr hintergründiges Debüt „Hühner, Porno, Schlägerei“ hat die junge Berliner Künstlerin Sophia Martineck Meldungen aus Lokalzeitungen gesammelt und daraus die Chronik eines fiktiven Dorfes gestrickt. Ein Sittenbild mit Traktorenparade und Swingerclub, dessen fast kindlich naive Zeichnungen das Ganze so unheimlich machen wie einen David-Lynch-Film (Avant-Verlag, 14,95 Euro). **★★★★**



PERSÖNLICH

Die angesehenste Auszeichnung für deutschsprachige Literatur, der Ingeborg-Bachmann-Preis, geht an die aus Russland stammende Autorin Olga Martynova. Juror Paul Jandl beschrieb ihren Text als „Geburt eines Dichters durch die Erotik“. Klingt ganz so, als wollte hier jemand der Trash-Erotik von „Fifty Shades of Grey“ etwas Niveau entgegensetzen.



KRIMI

Amishbehagen

Am Rande der US-Gesellschaft, rückständig, isoliert und starrsinnig, wie es solchen Minderheiten geziemt, leben die Amish. Ihre Gottesfurcht ist unendlich, den Behörden der „Englischen“ trauen sie nicht. In „Wenn die Nacht verstummt“ gibt Linda Castillo faszinierende wie bedrückende Einblicke in diese Welt, die ganz eigene Gewaltakte hervorbringt (Fischer, 8,99 Euro). **★★★★**



ROMAN

Über die Flügel

Flugbegeisterung steckt den Leudoldts im Blut. Hatte Patriarch Theodor noch im Kaiserreich oft vergebens für den revolutionären Einsatz von Flugmaschinen gekämpft, führen seine Frau und Nachfahren den Traum vom Fliegen in Amerika weiter. Matthias Senkels „Frühe Vögel“ ist eine rasante, dicht gewobene Reise durch die Weltgeschichte (Aufbau, 19,99 Euro). **★★★★**



ROMAN

Bauernfängerei

Ein abgeschiedenes Dorf wird von einer Versuchung erfasst: Eines Tages liegt dort „Das Seil“, es führt in den Wald, doch wo endet, was bedeutet es? Die Bauern, hungrig nach Abenteuern, machen sich auf den Weg – und finden nicht zurück. Stefan aus dem Siepen hat eine düstere, aber packende Fabel entworfen, ein schönes böses Märchen über Gier und Wahnsinn (dtv, 14,90 Euro). **★★★★**

BESTSELLER DER WOCHE
Belletristik

1. (1) Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand

Jonas Jonasson (Carl's Books)

2. (2) Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry

Rachel Joyce (Krüger)



Eigentlich möchte Harold nur einen Brief an seine alte Arbeitskollegin Queenie einwerfen, die im Sterben liegt. Doch dann geht er immer weiter. 1000

Kilometer. Bis zu Queenies Hospiz. Durchs Gehen möchte er sie retten. Rührend, aber unwahrscheinlich? Nicht wirklich: 1974 wanderte Regisseur Werner Herzog von München nach Paris, wo die große Filmkritikerin Lotte Eisner im Sterben lag. Herzogs tief romantische Idee: Durchs Gehen werde ich Lotte retten. Über seine Wanderung schrieb er das wunderbare Buch „Vom Gehen im Eis“. Hoffentlich hat Joyce vor lauter Rührung nicht vergessen, Herzog ein paar Prozent ihres Bestsellerhonorars zum Dank für die schöne Pilgeridee zu zahlen.

3. (3) Bretonische Verhältnisse
Jean-Luc Bannalec (Kiepenheuer & Witsch)

4. (4) Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe
Suzanne Collins (Oetinger)

5. (5) Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Suzanne Collins (Oetinger)

6. (7) Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele
Suzanne Collins (Oetinger)

7. (6) Reiches Erbe
Donna Leon (Diogenes)

8. (9) Das Alphabetaus
Jussi Adler-Olsen (DTV)

9. (8) Conni, Phillip und das Supermädchen
Dagmar Hoßfeld (Carlsen)

10. (11) Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt
Dora Heldt (DTV)

11. (10) Schattenstill
Tana French (Scherz)

12. (14) Gregs Tagebuch – Jetzt reicht's!
Jeff Kinney (Baumhaus)

13. (WE) Gregs Tagebuch – Ich war's nicht!
Jeff Kinney (Baumhaus)

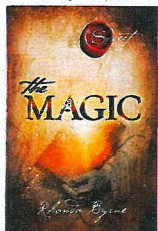
14. (13) Gregs Tagebuch – Keine Panik!
Jeff Kinney (Baumhaus)

15. (15) Weittlings Sommerfrische
Sten Nadolny (Piper)

BESTSELLER DER WOCHE

Sachbücher

1. (1) **Ziemlich beste Freunde**
Philippe Pozzo di Borgo (Hanser Berlin)
2. (2) **Die Kunst des klaren Denkens**
Rolf Dobelli (Hanser)
3. (3) **Make Love**
Ann-Marlene Henning, Tina Bremer-Olszewski (Rogner & Bernhard)
4. (6) **Weber's Grillbibel**
Jamie Purviance (Gräfe und Unzer)
5. (9) **Schulden**
David Graeber (Klett-Cotta)
6. (4) **Schnelles Denken, langsames Denken**
Daniel Kahnemann (Siedler)
7. (5) **Europa braucht den Euro nicht**
Thilo Sarrazin (DVA)
8. (8) **Der Duden – Die deutsche Rechtschreibung**
(Bibliographisches Institut)
9. (7) **Expedition zu den Polen**
Steffen Möller (Malik)
10. (10) **Winter im Sommer – Frühling im Herbst**
Joachim Gauck (Panttheon)
11. (12) **Vom Verzeir wird abgeraten**
Hans-Ulrich Grimm (Droemer/Knaur)
12. (11) **1812**
Adam Zamoyski (C. H. Beck)
13. (–) **The Magic**
Rhonda Byrne (Droemer/Knaur)



Was könnte man nicht alles kaufen für 14,99 Euro. Eine haltbare Rose samt leckerer Pralinenherzen zum Beispiel. Ein hübsches T-Shirt. Oder Flipflops,

die komplette dritte Staffel von „Gossip Girl“, einen Satz Blümchen-Ohrstecker, eine Flasche Los Vascos Grande Reserve Cabernet Sauvignon. Abertausend Möglichkeiten, sein Geld sinnvoll auszugeben. Sogar eine maßgeschneiderte Handtasche aus reiner Schurwolle mit dezenten hellblauen Nadelstreifen wäre für den Preis zu haben. Aber nein, es muss das Produkt einer cleveren australischen Geschäftsfrau sein, der es nach „The Secret“ und „The Power“ erneut gelingt, den Glückssuchenden dieser Welt mit seichem Eso-Geschwurbel das Geld aus der Tasche zu ziehen. Das einzige Magische an „Magic Rhonda“ ist die Tatsache, dass sie es schafft, die Kunst des klaren Denkens außer Kraft zu setzen.

14. (WE) **Freiheit**
Joachim Gauck (Kösel)
15. (WE) **Der Bro Code**
Barney Stinson (Riva)

BESTSELLER DER WOCHE

Taschenbücher

1. (3) **Shades of Grey: Geheimes Verlangen**
E. L. James (Goldmann)
2. (1) **Die hellen Tage**
Zsuzsa Bánk (Fischer)
3. (2) **Léon und Louise**
Alex Capus (DTV)
4. (5) **Das Lächeln der Frauen**
Nicolas Barreau (Piper)
5. (4) **Das Mädchen auf den Klippen**
Lucinda Riley (Goldmann)
6. (6) **Tschick**
Wolfgang Herrndorf (Rowohlt)
7. (7) **Die fernen Stunden**
Kate Morton (Diana)
8. (8) **Sieben Tage ohne**
Monika Peetz (Kiepenheuer & Witsch)



Auch wir hier beim *stern* finden Frauen generell sehr gut. Die Frau ist ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft. Ihr gebühren Ehre, Respekt und Herd-

prämie. Gut, Beruf und Kind sind auch bei uns im Hause nicht immer leicht zu koordinieren. Aber immerhin haben wir mehr Kindergartenplätze als Schlecker. Und hey, das Leben ist kein Ponyhof. Das sollten die Kleinen auch gleich spüren. Nützt ja nix, wenn sie 18 Jahre mit Mama in einer bunten Seifenblase leben, und dann kommt plötzlich das böse Erwachen. Kurz: Frauen geht's bei uns genauso wie überall in Deutschland. Und weil wir die Frauen so mögen, lieben wir auch den Frauenroman à la Peetz. Hier wird vielerlei Identifikationspersonal angeboten, es geht um leidige Männer und leidiges Hüftgold. Solange Frauen solche Bücher lesen, wird alles so bleiben, wie es ist. Und das ist ja schon mal besser als in Afghanistan.

9. (9) **Unter Haien**
Nele Neuhaus (Ullstein)
10. (11) **Für Eile fehlt mir die Zeit**
Horst Evers (Rowohlt)
11. (12) **Der italienische Geliebte**
Judith Lennox (Piper)
12. (10) **Der Sommer ohne Männer**
Siri Hustvedt (Rowohlt)
13. (15) **Die Perspektive des Gärtners**
Håkan Nesser (BTB)
14. (WE) **Der Junge, der Träume schenkte**
Luca Di Fulvio (Bastei Lübbe)
15. (13) **Todesmelodie**
Andreas Franz (Droemer/Knaur)

JEFF KOONS:

Wie Kitsch zur Klassik wird

HELSINKI:

Aufbruch einer Design - Metropole

ANTONY GORMLEY:

Die Mega - Schaukel von Hamburg

ANDREAS GURSKY:

„99 Cent“: Sinnbild des Shoppingwahns

EXTRA BOOKLET

ART KOMPAKT:

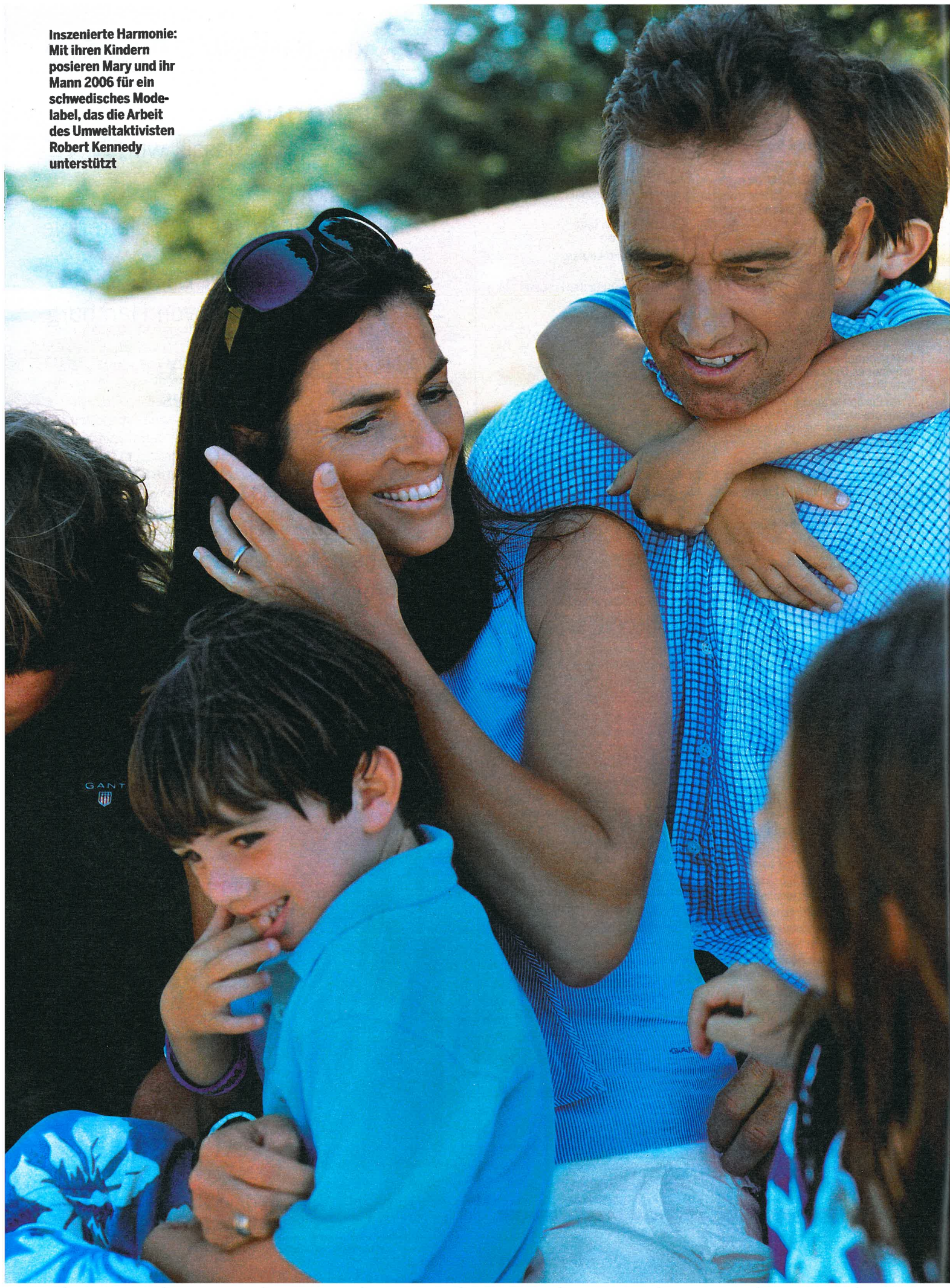
Die neue Kunstsaison
Juli bis Oktober 2012



www.art-magazin.de

Jetzt kostenlos art-Heft anfordern unter 01805-8618000 (14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz). Bitte Bestell-Nr. 767307 angeben.

**Inszenierte Harmonie:
Mit ihren Kindern
posieren Mary und ihr
Mann 2006 für ein
schwedisches Mode-
label, das die Arbeit
des Umweltaktivisten
Robert Kennedy
unterstützt**



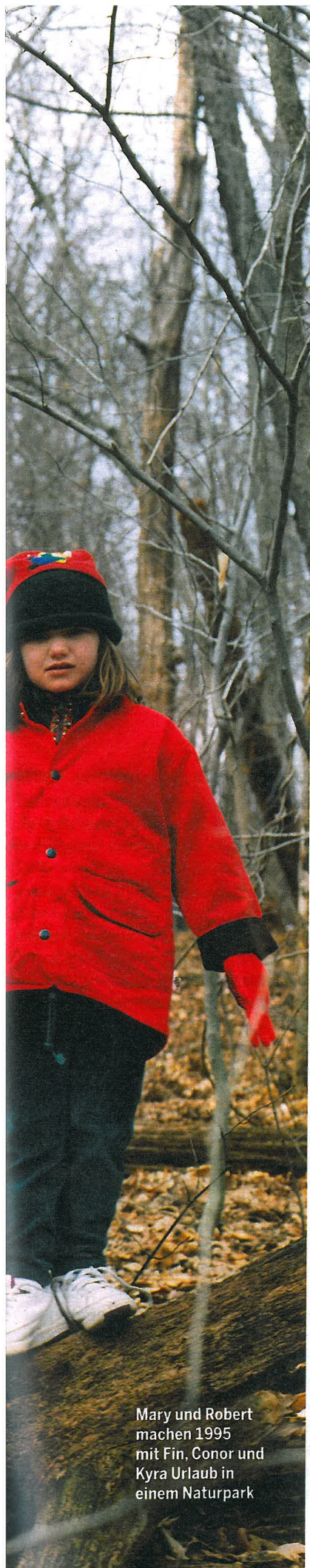
Der Albtraum vom großen Glück

Sie hatte in Amerikas berühmtesten Clan eingeheiratet – und wurde immer verzweifelter.
Als sie keinen Weg mehr aus ihrer Einsamkeit sah, erhängte sich MARY KENNEDY in ihrer Scheune



Im Mai 2012 kniet Robert Kennedy mit den Kindern am Grab seiner Frau; ein weißes Gesteck schmückt den Sarg auf dem St.-Francis-Xavier-Friedhof in Centerville

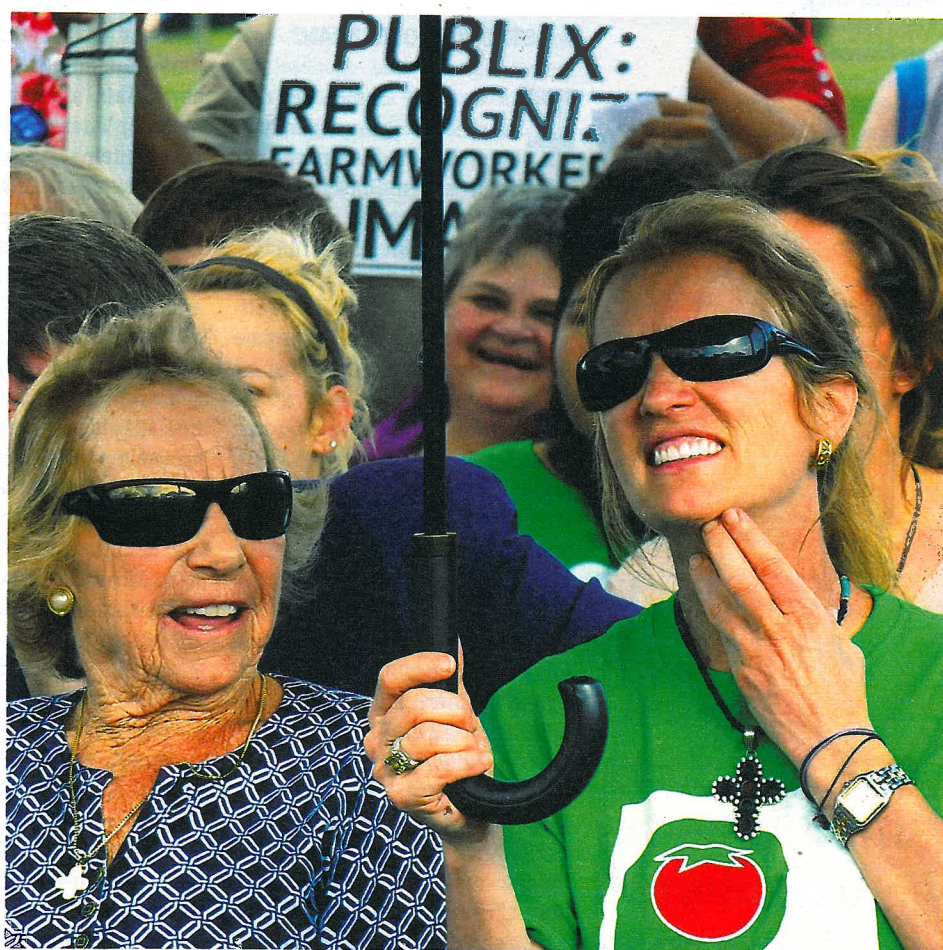




Mary und Robert machen 1995 mit Fin, Conor und Kyra Urlaub in einem Naturpark

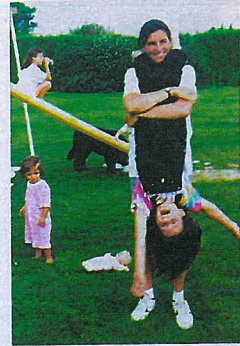


Robert Kennedy und seine Frau Ethel Mitte der Sechziger mit acht ihrer Kinder: Kathleen, Joseph, Robert, David, Courtney, Michael, Kerry und Christopher (v.r.). Zwei Jahre später wurde der Senator erschossen



Die Matriarchin: Roberts Mutter Ethel Kennedy, 83, mit ihrer Tochter Kerry, 52, im März 2012 auf einer Veranstaltung von Farmern. Kerry war seit der Schulzeit mit Mary befreundet

FOTOS: CHRIS BUCK/AUGUST, AP; POLARIS/STUDIO X



Die Bilder aus dem Familienalbum zeigen eine fröhliche Mary, in den Ferien, mit ihrer Freundin Kerry, beim Herumalbern

Von STEFANIE ROSENKRANZ

Es war wie immer bei den Kennedys: alles irgendwie wunderbar. Zumindest auf den ersten Blick. Da war zunächst das Paar, sie dunkel, er blond, sie schön und blitzge-scheit, er ein Kennedy halt, mit allem, was dazugehört – Heroismus und Heroinsucht, Anonyme Alkoholiker und Aktionismus, Altruismus und Arroganz, Spiele ohne Grenzen und Sport ohne Ende.

Dann waren da die vier gemeinsamen Kinder, Conor und Kyra, Fin und Aidan. Eins hübscher als das andere, sowie Robert und Kathleen aus seiner ersten Ehe. Und natürlich war da ein Haus, riesig, gelegen auf einem fünf Hektar großen Grundstück mit einem eigenen Wald und an einem fast dreimal so großen Privatsee, das Ganze in einer der teuersten Gegenden der Vereinigten Staaten, nämlich in Westchester County nahe New York City.

Selbstverständlich nicht irgendein Privilegierten-Palast, sondern zugleich ein Kennedy-typisches

Tollhaus, darin die Kinder Hockey im Wohnzimmer spielten, wobei der Kamin als Tor diente, während der Vater draußen auf seinen Latifundien regelmäßig rabiate Schnitzeljagden für Erwachsene organisierte, die ebenso regelmäßig für mindestens einen der Teilnehmer in der Notaufnahme endeten.

Außerdem war es seit einer Rundumrenovierung vor drei Jahren ein Domizil mit Botschaft – total ökologisch, neu erbaut aus recycelten Materialien, beheizt mit Solarenergie. Die frohe Kunde des umweltbewussten Lebens auf höchstem Niveau wurde mit dem missionarischen Eifer, der Amerikas berühmtester Familie eigen ist, eilends in die Welt hinausgetragen – mit einem Buch, auf einer eigenen Webseite, in unzähligen Zeitungsartikeln.

Kein Zweifel konnte da aufkommen: Die Architektin Mary Richardson und der Rechtsanwalt und militante Umweltschützer Robert Kennedy Jr., drittes von elf Kindern des 1968 ermordeten Präsidentschaftskandidaten Robert Kennedy und Neffe des 1963 ermordeten Präsidenten

John F. Kennedy, waren füreinander geschaffen. Vereint im Kampf für eine bessere und gesündere Welt, vereint in der Liebe zueinander und zu ihren Kindern, vereint im Katholizismus, vereint im Gebet vor jedem Essen und vorm Schlafengehen, vereint beim sonntäglichen Besuch der Messe, vereint im Leben nach der Kennedy-Devise: Tue Gutes und Sorge dafür, dass alle Welt davon Notiz nimmt.

Doch das wundervolle Öko-Refugium mit seiner gemütlichen Familienküche, seinen Bücherwänden und seinen gerahmten Briefen und Autogrammen von jedem einzelnen Präsidenten der USA – mit Ausnahme von Grover Cleveland – war kaum fertig, da reichte der damals 56-jährige Robert Kennedy am 12. Mai 2010 die Scheidung ein.

Drei Tage später wurde Mary wegen Trunkenheit am Steuer ihres Volvos verhaftet; das erkennungsdienstliche Foto, das damals auch durch die Presse ging, zeigt keine strahlende Schönheit, sondern eine Frau am Ende, das Gesicht geschwollen, die Haare wirr.



Zu Marys Totenmesse in der Sankt-Patricks-Kirche in Bedford kamen neben der Kennedy-Familie und ihren Freunden auch Schauspieler und Sportler. Rechts Roberts Cousine Maria Shriver

Die perfekte Fassade bekam Risse. Und fast auf den Tag genau zwei Jahre später stürzt sie krachend zusammen: Am 16. Mai erhängt sich Mary am Dachbalken einer ungenutzten Scheune hinter dem Haus, das sie so mühevoll restauriert hatte. Um sie herum herrscht Stille. Das Lachen, das Toben, das Leben sind hier nach und nach verhallt. In den letzten Monaten ist die 52-Jährige meist mutterseelenallein gewesen, ohne ihren Mann, ohne Kinder.

Denn Mary trank. Sie trank noch mehr, seit Robert, der in ein Haus in der unmittelbaren Nachbarschaft gezogen war, immer häufiger in Hollywood gesehen wurde, an der Seite der TV-Aktrice Cheryl Hines, elf Jahre jünger als er, die sich dazu auch noch blendend mit Marys Kindern zu verstehen schien. Sie trank so viel, dass Robert vor Gericht das alleinige Sorgerecht erstritten hatte, zumindest vorübergehend. Mary durfte Conor, 18, Kyra, 17, Fin, 15, und den elfjährigen Aidan nur unter Aufsicht ihrer kolumbianischen Haushälterin sehen.

Ob sie je wieder mit ihnen zusammenleben könnte, hing von einem Gutachten ab, doch Mary hatte zwei Termine mit dem Psychologen abgesagt, der es erstellen sollte. Sechs Tage vor ihrem Selbstmord erschien sie schließlich in seiner Praxis, doch das Treffen hatte sie verängstigt: Sie ging davon aus, dass sie das Sorge-recht endgültig verlieren würde, ein Leben in Einsamkeit auf sie wartete, fernab von ihren Kindern, fernab auch von ihrem Traumhaus, das sie sich allein nicht würde leisten können.

Von alledem ist drei Tage nach ihrem Tod, beim Trauergottesdienst in der kleinen Sankt-Patricks-Kirche in Bedford, nur am Rande die Rede. Mehr als 300 Menschen sind erschienen, um Mary die letzte Ehre zu erweisen – so etwa der mehrfache Wimbledon-Sieger John McEnroe, die Schauspieler Dan Aykroyd, Susan Sarandon, Chevy Chase und Glenn Close, die ein Lied für die Tote singt. Ungezählte Kennedys sind natürlich ebenfalls zugegen, unter anderem Marys Schwiegermutter, die 84-jährige Matriarchin Ethel, und Roberts

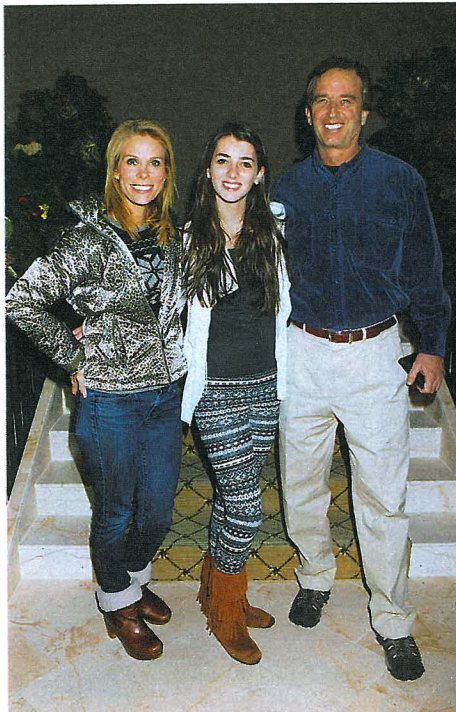
Cousinen Caroline Kennedy-Schlossberg und Maria Shriver, die allesamt in ihrem Leben zu oft vor Särgen gestanden haben.

Dutzende von Fotos in der Kirche zeigen Mary. Auf einem Kameel, beim Fliegenfischen, Mary lächelnd und vor allem Mary beim Toben und Kuscheln mit ihren Kindern. „Sie war meine allerbeste Freundin und die beste Freundin, die man sich überhaupt vorstellen kann“, sagt Kerry Kennedy, eine von Roberts jüngeren Schwestern, die sich jahrelang mit Mary ein Zimmer geteilt hatte – erst auf dem exklusiven Internat Putney in Vermont und später an der Brown University in Rhode Island. „Brillant und schön“ sei sie gewesen, „ein Engel, der zu uns gebracht wurde, um hier mit uns auf Erden zu leben“, und „den Gott zurück in den Himmel gerufen hat, um ihr zu sagen: Du musst nicht mehr kämpfen.“ Denn gekämpft habe Mary ein Leben lang, „gegen ihre Dämonen, um sie aus ihrem Paradies zu verbannen“.

Der Mann, der sie verlassen hatte, Robert Kennedy, preist ihren Mut und erwähnt eben- →

“Mary hat ein Leben lang gegen ihre Dämonen gekämpft, um sie aus ihrem Paradies zu verbannen“

Marys Schwägerin Kerry



Die Konkurrentin:
Robert Kennedy
mit der TV-Actrice
Cheryl Hines,
mit der er viel
Zeit verbringt.
Dazwischen seine
Tochter Kyra



falls Dämonen. „Sie hatte sie, und sie hat sie nicht verdient.“ Sie sei „die außergewöhnlichste Frau“ gewesen, die er je getroffen habe und für die er Gefühle hegte, „die ich niemals für einen anderen Menschen verspüren werde“. Am Tag vor ihrem Tod habe sie ihn angerufen und gesagt: „Ich war ein so gutes Mädchen.“ Worauf er geantwortet habe: „Das weiß ich, und du bist es immer noch.“

Aber er sagt auch: „Ich habe alles getan, um ihr zu helfen.“

Genau das glauben die Richardsons nicht, die der Beerdigung mehrheitlich fernbleiben. Für Marys zwei Brüder und vier Schwestern, irisch-katholischer Abstammung wie die Kennedys, gibt es nur einen einzigen Dämon: Robert. Er habe sie zerstört, er habe sie unglücklich gemacht, er habe sie erniedrigt, betrogen, zermürbt und zerbrochen. Bis zuletzt haben sie darum gekämpft, ihre Schwester im Familiengrab in Vermont beizusetzen. Die Kennedys dagegen bestehen auf einen Friedhof in Centerville auf Cape Cod in Massachusetts, nahe ihrem Familien-

domizil in Hyannisport. „Seit zwei Jahren war sie von dort verbannt. Warum sollte sie jetzt da begraben werden?“, fragt ein Freund der Richardsons.

Nicht einmal 24 Stunden vor Marys Beerdigung entscheidet ein Richter zugunsten der Kennedys. Die Richardsons halten daraufhin ihre eigene Trauerfeier in einem Hotel in Manhattan ab, zu der Robert ausdrücklich nicht eingeladen ist. Zelebriert wird hier die erfolgreiche Architektin und das einstige New Yorker „It-Girl“, das für Andy Warhol arbeitete und stets ganz in Schwarz gekleidet die Nächte durchtanzte – schlank und groß, klug und schön, wild und fromm.

Wenig später schlägt Robert zurück, mit einem Artikel in „Newsweek“, verfasst vom renommierten Kennedy-Biografen Laurence Leamer. Der zitiert mehrere Kennedys, des Weiteren Freunde der Kennedys, die Haushälterin der Kennedys sowie ausführlich aus einer Eidesstattlichen Erklärung, die Robert Kennedy im September 2011 abgegeben hat, um seine Scheidung voranzutreiben.

Als „Engel“ erscheint Mary da nicht, sondern als ein gewalttätiges

Monster, das Roberts Tochter aus erster Ehe seelisch misshandelt und ihn selbst regelmäßig verprügelt habe. „Kurz nachdem Mary mit unserem ersten Sohn schwanger wurde, schlug sie mir in einem plötzlichen Wutanfall aufgrund meiner weiter bestehenden Freundschaft mit meiner Exfrau Emily mit der Faust ins Gesicht. Sie war eine ausgebildete Boxerin und verpasste mir ein blaues Auge. Ihr Verlobungsring verletzte meinen Tränenkanal, was permanente Schäden verursachte“, heißt es in der Erklärung. In den 16 Jahren, die das Paar zusammenlebte, sei er mehrfach nachts aufgewacht, weil Mary auf ihn einprügelte; einmal sei er sogar aus einem Fenster im zweiten Stock gesprungen, um ihr zu entkommen. Jedes Mal wenn er eine Trennung vorschlug, habe Mary hysterisch reagiert und mit Selbstmord nicht nur gedroht, sondern habe auch einige halbherzige Versuche unternommen, sich das Leben zu nehmen.

Doch als Robert schließlich trotzdem auszog, gingen die Kräfte – so berichtet Leamer ausführlich – offenbar weiter. „Am



Aufgedunsen, ungepflegt: Mary Kennedy auf dem Polizeifoto vom 15. Mai 2010; sie war wegen Alkohols am Steuer festgenommen worden



Das Haus der Kennedys in Westchester County; in einem Nebengebäude hat sich die 52-Jährige am 16. Mai erhängt. Rechts: Mary im luxuriösen Wohnzimmer und 2006 mit ihrem Jüngsten Aidan auf dem Arm

26. Mai 2011 überfuhr Mary in der Auffahrt den Familienhund Porcia und tötete ihn. Sie veranlasste unseren jüngsten Sohn Aidan, mich anzurufen. Er weinte und war untröstlich.“

Robert eilte herbei. „Als ich ankam, befand Aidan sich in Marys Zimmer. Sie war betrunken. Ich öffnete ihre Tür, und sofort sprang sie von ihrem Bett auf und setzte zu einem Schlag an, der zweifellos mein Gesicht zerstört hätte, wenn ich ihn nicht abgewehrt hätte. Sie zeigte auf Aidan und schrie: ‚Du hast diesem Kind erzählt, dass du mich nicht liebst?‘ Dann schlug sie mich wieder, während ich versuchte, mich in den Flur zu retten. Sie schlug mich 30 Mal oder mehr. Ich bewegte mich langsam rückwärts. Sie war betrunken und wackelig auf den Beinen, und ich wollte verhindern, dass sie über die Balustrade stürzte. Während sie auf mich eindrosch, schrie sie Aidan an: ‚Er ist der böseste Mann auf der ganzen Welt. Alles, was er tut, ist böse und verlogen. Er ist ein Schürzenjäger, ein Ehebrecher und sexsüchtig.‘“

Die Haushälterin, die anonym bleiben will, weiß über die Prüge-

leien nichts zu berichten, aber sie erzählt Leamer, dass Mary einmal vor den Kindern mit einem Teller voller Spaghetti nach ihrem Mann geworfen habe. Und ein anderes Mal habe ein bleicher und geschockter Robert erzählt, seine Frau habe ihn mit einer Schere angegriffen, während er in der Badewanne saß.

Vom „guten Mädchen“ keine Spur; die Mary, die Leamer schildert, erinnert eher an Gestalten, wie sie durch Horrorfilme schleichen, an Glenn Close etwa in „Eine verhängnisvolle Affäre“.

Des Rätsels Lösung? Sie habe unter der Borderline-Persönlichkeitsstörung BPS gelitten, deren Hauptmerkmale emotionale Instabilität und die panische Angst vorm Verlassenwerden sind. Woher Leamer das weiß? Die Promi-Therapeutin Sheenah Hankin, bei der Mary kurzfristig in Behandlung war, und auch der renommierte Psychiater John Gunderson, Professor in Harvard und BPS-Papst, der sie ein einziges Mal getroffen hat, haben es ihm gesagt. Interessanter als die vielleicht et-

was leichtfertig gestellte Diagnose selbst ist der Umstand, dass die beiden ihre Schweigepflicht gebrochen haben, um Robert von jeder Schuld freizusprechen. Zwar sind die Kennedys längst nicht mehr an der Macht, aber ihre Macht ist immer noch gewaltig.

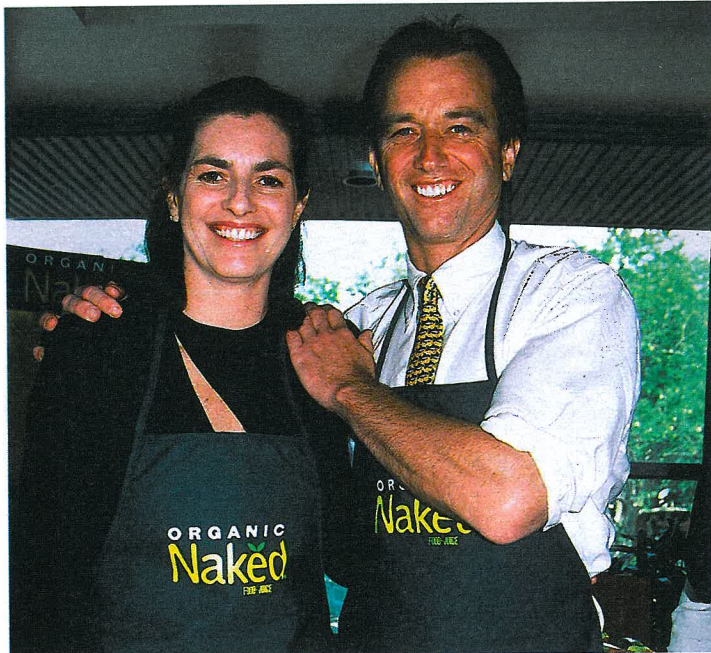
Jedenfalls: Für Leamer ist Mary eine psychisch schwerkranke Frau und Robert ein Edelmann mit Helfersyndrom, „der für Mary da sein und sich um sie kümmern wollte“. Somit wird ihr Selbstmord irgendwie unausweichlich, Schicksal halt.

Das hat bei den Kennedys Tradition: Über Roberts jüngeren Bruder David, der 1984 im Alter von 28 Jahren an einer Überdosis Heroin starb, sagten seine Geschwister: „Es war immer klar, dass er sterben würde; David wollte sterben.“

Dass Mary gute Gründe hatte, verzweifelt und verängstigt zu sein, lässt Leamer so recht nicht gelten. Zwar konzediert er, dass Robert sie ununterbrochen betrog, doch es wird wieder ein Kennedy-Freund bemüht, der sagt: „Bobby war schon immer ein Schürzenjäger und Fremd- →

„Bobby war schon immer ein Schürzenjäger und Fremdgänger gewesen, und Mary wusste das“

Ein Kennedy-Freund



Mary und Robert 2002 bei einem prominent besetzten Kochturnier in New York

gänger gewesen, und Mary wusste das.“ Dass man etwas weiß, bedeutet noch längst nicht, dass man damit leben kann.

Die Richardsons ihrerseits reagieren empört auf Leamers Artikel. Er sei „ein perfekter Beweis für den unglaublichen emotionalen und psychologischen Missbrauch, den Mary in den letzten Jahren ihres Lebens und nun auch nach ihrem Tod erleiden musste“.

Niemand wird je genau wissen, was Mary letztlich dazu getrieben hat, sich auszulöschen. War es der Fluch der Kennedys? Oder war sie verflucht, weil sie mit einem Kennedy lebte?

Der Mann, den sie 1994 und bereits im sechsten Monat schwanger auf einem Forschungsboot auf dem Hudson heiratete, ist von einem ganz anderen Kaliber als die meisten Männer auf Erden. Er ist Mitglied einer mächtigen und reichen Dynastie, deren Ehrgeiz so grenzenlos ist wie ihr Unglück und die seit zwei Generationen den Stoff liefert, aus dem Alpträume sind. Die Männer des Clans lenken mit der Souveränität und Selbstsicherheit von Herrschern Flugzeuge, Autos, Meinungen, Länder und natürlich auch Frauen.

Nicht nur die eigenen. Sie haben eine gleichgültige aristokratische Art, sich Erde und Menschen untertan zu machen. In dieser eigen- und einzigartigen Familie lebt man am offenen Grab und stirbt selten im Bett. Es gibt Mordopfer, Unfalltote, Drogentote, Kindstod, Vergewaltigungsprozesse, Alkoholexzesse. „Mindestens acht meiner engsten Verwandten gehen täglich zu Treffen der Anonymen Alkoholiker“, sagte Roberts Bruder Christopher einmal der Zeitschrift „Vanity Fair“.

Die Frauen sind fruchtbar und häufig furchtbar unglücklich; ihren Kummer ertränken sie wahlweise in Weihwasser oder Alkohol, so etwa Roberts Tante Patricia Lawford oder Edward Kennedys erste Frau Joan.

Die wildesten Kennedys sind die Kinder von Robert und Ethel, es waren einmal elf, neun von ihnen sind noch am Leben. Alleamt wuchsen sie in Hickory Hill auf, einem riesigen Landsitz in Virginia nahe Washington, der im Keller 40 Reptilien beherbergte – der private Zoo des kleinen Robert, der auch Vögel hielt und schon als Neunjähriger mit Falken jagte.

Ihre ewig schwangere Mutter Ethel warf Verteidigungsminister ins Schwimmbad, sperrte Staatssekretäre in Kleiderschränke ein, begoss Gäste mit Bier und drosch manisch auf Tennisbälle ein. Ihre Kinder konnten noch bei Windstärke zehn auf Segelbooten Shakespeare-Sonette rezitieren oder über den Agrarhaushalt der USA referieren, wurden sie doch allesamt erzogen nach dem Prinzip: raus aus den Windeln, rauf auf die Skipisten, rein in die Badehosen, ab in die Ruderboote, rauf auf die Berge, auf zum Football-Spiel, ab in die Suppenküche, hinfort zum Gottesdienst – es gilt, keine Minute des Lebens zu vergeuden, das ein einziger Überlebenskampf ist. Beim Essen wurden Gedichte aufgesagt, auf dem Weg zur Schule wurde die Allgemeinbildung abgefragt.

Doch nach der Ermordung ihres Vaters wurde Hickory Hill

zum chaotischen Schrein, mit Bildern von Robert Sen. an jeder Wand, Exkrementen von Haustieren in jeder Ecke und vernachlässigten Kindern, überall, die von Dächern sprangen und Dienstmädchen an Bäume fesselten. Die drei ältesten Söhne Joseph, Robert und David waren rebellisch, ihre überforderte Mutter traktierte sie mit Haarbürsten und warf sie wochenlang aus dem Haus.

Der wildeste unter den jungen Wilden war Robert, der 1968 anfang, Drogen zu nehmen, und seinen kleinen Bruder David anstachelte, Meskalin zu schlucken. Später spritzte er sich Heroin, durchquerte mit einem klapprigen Auto das Land von Ost nach West, verkaufte es, trampelte durch die Gegend. Aber dann besuchte er brav Harvard und studierte danach Jura in Virginia, so verlangt es die Familientradition. Er war fest davon überzeugt, für Großes geboren zu sein. David, mit dem es rapide bergab ging, nannte er verächtlich einen „Fixer“; er dagegen glaubte, sich trotz härtesten Drogenkonsums völlig unter Kontrolle zu haben.

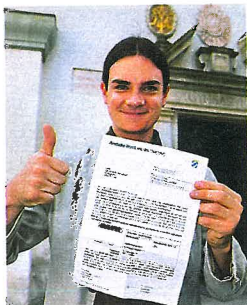
Erst als er 1983 wegen Heroinbesitzes verhaftet wurde, landete er in der Wirklichkeit, schaffte den Entzug und widmete sich fortan als Umweltschützer der Rettung des Planeten. 1992 tauschte er seine eher hausbackene Frau Emily gegen die schöne und dunkle Mary ein, die er über seine Schwester Kerry kannte, seit er Anfang zwanzig war.

Sicher liebte er sie, aber eben auf jene nachlässige, herrische Art, mit der die Kennedys ihre Frauen lieben. So wie er sich weiterhin von hohen Felsen in die Brandung stürzte oder aus fahrenden Skiliften auf die Piste, so sprang er auch in die Betten von Matressen. Sein Credo: „Was immer passiert, passiert. Man tut, was man halt tut. Um den Rest kümmert sich Gott.“

Mary war dem nicht gewachsen. Aber wer ist das schon?  Mitarbeit: Anuschka Tomat



Hochzeit auf dem Hudson: Im April 1994 feiert das Paar an Deck des Forschungsbootes „Shannon“; Mary ist im sechsten Monat schwanger



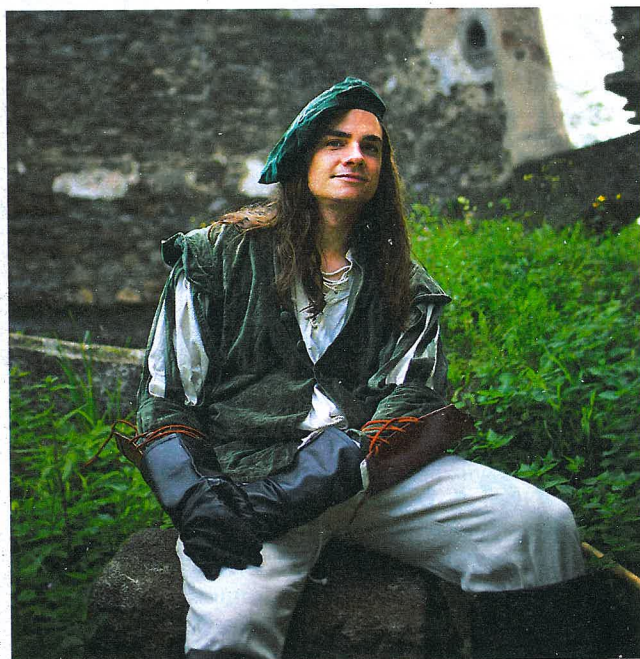
Frankenberger am 4. Juli 2010 mit den Unterlagen zum Volksentscheid, der an diesem Tag das Verbot erzwingt und die Gastronomen mächtig erzürnte

ZUR PERSON

Sebastian Frankenberger, 1981 in Passau geboren, engagierte sich schon als Gymnasiast politisch. Nach dem Abitur studierte er Mathematik und Physik auf Lehramt, später Theologie. Er brach beide Studiengänge ab, absolvierte eine Ausbildung zum Kommunikationstrainer und Fremdenführer. 2004 wechselte er von der CSU zur Ökologisch-Demokratischen Partei ÖDP, wurde Stadtrat in Passau. Seit 2010 ist er Bundesvorsitzender seiner Partei. Sebastian Frankenberger ist unverheiratet und lebt in Passau.

Was macht eigentlich Sebastian Frankenberger?

Bei dem von ihm angeschobenen Volksentscheid stimmten 61 Prozent der Bayern für ein RAUCHVERBOT in Gaststätten und Bierzelten



In voller Montur: Sebastian Frankenberger führt durch die Burgruine Schaunberg in Österreich

Hat sich Ihre leicht hysterische Abneigung gegen die Raucher inzwischen etwas gelegt?

Nachdem jetzt fast alle Raucher ihrer mittlerweile uncool gewordenen Sucht viel weniger nachgehen... Ein klares Ja!

Wann sind Sie zuletzt angepöbelt worden?

Etwa vor zwei Wochen. Ich bin ganz froh, dass ich wieder unterwegs sein kann, ohne dass mir Zigarettenskippen nachgeworfen werden. In München hängen zwar immer noch Steckbriefe in ein paar Kneipen, Polizeischutz brauche ich aber nicht mehr. Die Morddrohungen sind bis auf ein paar wenige vom Tisch.

Ihre private Telefonnummer steht auf Ihrer Homepage. Suchen Sie eigentlich Ärger?

Nein. Aber ich bin Politiker, und ich finde, Politiker sollten für ihre Wähler erreichbar sein. Außerdem bin ich nicht feige.

Sie bezeichnen sich als „christlicher Politirebell“. Was bitte ist das?

Das ist einer, der aus den Gleichnissen Jesu seine Kraft zieht für die Gestaltung und Veränderung der Welt. Einer, der Politik zum Wohle der Menschheit machen will, der sagt: Macht nicht mit bei der Unterdrückung der Gesellschaft durch Wirtschaftslobbyisten, steht auf!

Sie haben Ihre politische Vision in einem Buch verarbeitet. Die „FAZ“ fand es „unerhört geschwätzig“ und „selbstgefällig spätpubertär“.

Denen war das alles einfach ein bisschen zu geistreich und visionär, und sie wollten die spirituellen Töne zwischen den Zeilen nicht verstehen.

Unter anderem beschreiben Sie, warum Sie „Genussduscher“ sind...

Ich habe das Buch während einiger Tage als Turmeremit im Linzer Dom geschrieben. Da gab es keine Dusche. Mir geht es darum,

sich einfach darauf zu besinnen, was der Mensch wirklich braucht. Als Vorsitzender der Ökologisch-Demokratischen Partei fordern Sie vor allem Verzicht. Wer soll das wählen?

Leute, die verstanden haben, dass es viel besser ist, freiwillig auf einige Dinge zu verzichten, als irgendwann verzichten zu müssen. Fragen Sie mal die Griechen. **Sammeln sich in solchen Parteien nicht alle Irren dieser Erde?**

Idealisten und Vordenker sind wie die Propheten oft nicht verstanden und daher von jeher gerne als Irre bezeichnet worden. In Ihrer Antrittsrede als Parteichef haben Sie sich gewünscht, von den Mitgliedern künftig wie Winnetou mit „Huh!“ begrüßt zu werden...

Ja, weil es mir sehr gut gefällt, dass Indianerhäuptlinge für ihren Stamm immer sieben Generationen vorausgedacht haben.

Mal eine profane Frage: Was sind Sie eigentlich von Beruf?

Mein Beruf ist es, meinem Weg treu zu bleiben. Geld verdiene ich hauptsächlich mit Kostümtheater-Stadtführungen in Österreich.

Außerdem sind Sie Laienschauspieler, Kommunikationstrainer, Notfallseelsorger, Lichtkünstler und Autor eines Jesus-Musicals...

Und ich habe gerade einen Busführerschein gemacht. In zehn Jahren bin ich vielleicht Almbauer in den Alpen oder Entwicklungshelfer in Afrika. Vorher würde ich aber sehr gerne 2014, da die Fünfprozenthürde weggefallen ist, als Abgeordneter ins Europaparlament gehen. Es gibt viel zu tun!

Interview: Christoph Wirtz